

GERMAN RESOURCES ON THE MARIANA ISLANDS DIGITAL LIBRARY

compiled by Dirk HR Spennemann

804. Finsch, Otto. 1900. "Die Karolinen und Marianen." [Carolines and Marianas]. Sammlung wissenschaftlicher Vorträge 14. Hamburg: Verlagsanstalt und Druckerei AG (vorm. J. F. Richter). Vol. 331/332, pp. 651–710.

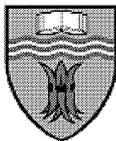
A treatise, directed at the popular audience, discussing the natural and cultural characteristics of the newly acquired Caroline, Mariana and Palau Islands. The booklet covers in an overview fashion all aspects of history, anthropology and geography, compiled from the existing published sources. None of the aspects is covered in greater detail.

Source of Annotated Bibliography Entry:

Dirk H. R. Spennemann (2004) *An Annotated Bibliography of German Language Sources on the Mariana Islands*. Saipan, Commonwealth of the Northern Mariana Islands : Division of Historic Preservation. ISBN 1-878453-71-8.

The German Resources on the Mariana Islands Digital Library is a project jointly supported by:

CHARLES STURT
UNIVERSITY



The Johnstone Centre,
Charles Sturt University,
Albury, Australia



Northern Mariana Islands
Council for the Humanities,
Saipan, CNMI



Historic Preservation
Office,
Saipan, CNMI

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von
Rud. Virchow und **Fr. von Holkendorf**
herausgegeben von **Rud. Virchow.**

Neue Folge. Vierzehnte Serie.
(Heft 313—336 umfassend.)

Heft 331/32.

Carolinen und Marianen.

Von

Dr. G. Finsch
in Leiden.



Hamburg.

Verlagsgesellschaft und Druckerei A.-G. (vormals F. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.

1900.

Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung 
gemeinverständlicher wissenschaftlicher

Begründet von * * *
Rud. Virchow und **Fr. von Volkmann**, **Vorträge.**

* * * herausgegeben von **Rud. Virchow.** * * *

Die Serie, 24 Nummern umfassend, kostet 12 Mk.,
also jede Nummer nur 50 Pf.

In 33 Jahrgängen bereits 792 Hefte erschienen.

Die Serien I—XX (Jahrgang 1866 bis 1885, Nummer 1—480) und N. F.,
Serie I—XIII (Nummer 1—312 umfassend) sind nach wie vor zum
Subscriptionspreis. Serie I, à Mk. 13.50 geb., Mk. 15.50 geb. in
Halbfranzband, Serie II—XX und N. F. I—XIII
à Mk. 12.— geb., à Mk. 14.— in Halbfranzband
gebunden, durch alle Buch- und Kunsthand-
lungen oder durch die Verlagsbuchhand-
lung zu beziehen.



Die „Sammlung“ bietet Jedem die Möglich-
keit, sich über die verschiedensten Gegenstände des
Wissens Aufklärung zu verschaffen, und ist
vorzüglich geeignet, den Familien, Vereinen etc.,
durch Vorlesen und Besprechen des Gelesenen
reichen Stoff zu angenehmer und bilden-
der Unterhaltung zu liefern. Es werden
in ihr alle besonders hervortretenden wissen-
schaftlichen Interessen unserer Zeit berücksichtigt
durch Biographien berühmter Männer, Schilder-
ungen großer historischer Ereignisse, kultur-
geschichtliche Gemälde, sowie durch volkwirth-
schaftliche, physikalische, astronomische, chemische,
botanische, zoologische, physiologische und arznei-
wissenschaftliche Vorträge, die erforderlichenfalls
durch Abbildungen erläutert werden.

Carolinen und Marianen.

Von

Dr. G. Finsch
in Leiden.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Als Spanien 1885 mit Deutschland wegen des Besitzes der Carolinen in Zwistigkeiten gerieth, konnte Niemand ahnen, daß es vierzehn Jahre später dieses Inselgebiet freiwillig an Deutschland überlassen und zwar verkaufen würde. Denn die Wogen der nationalen Erregung gingen bei dem heißblütigen Volke des Südens damals so hoch, daß der durch Preßheke fanatisirte Pöbel der Hauptstadt das deutsche Gesandtschaftshôtel insultirte, hier Fahnenstoc und Wappen herabriß, und unter den Rufen: „Nieder mit Deutschland! Krieg mit Deutschland!“ vor dem Ministerium des Innern verbrannte. Dieses Kriegsgeschrei fand übrigens in den Herzen wohl aller Spanier lebhaften Widerhall, namentlich auch Seitens der höheren Militärs, unter denen General Salamanca durch herausfordernde Prahlereien und Unhöflichkeiten sich unendlich lächerlich zu machen verstand. Der Einzige, welcher in der allgemeinen Aufregung Ruhe und ein richtiges Urtheil bewahrte, war König Alfons XII. Er kannte Deutschlands Heeresmacht aus eigener Anschauung und wußte, wie gefährlich es sei, dieselbe muthwillig herauszufordern, noch dazu für ein Land wie Spanien, das schon damals nur in der eigenen Einbildung als Großmacht figurirte. Angesichts der drohenden politischen Zerwürfnisse im Innern wie der bedenklichen Finanzlage hätte es am allerwenigsten an einen Krieg denken sollen, dessen Folgen für Spanien nur unheilvoll sein konnten, wie dies ja durch den letzten Krieg bewiesen wurde.

Diesen lärmenden Kundgebungen gegenüber bewahrte Deutschland eine würdevolle Ruhe, wußte es doch, daß sein großer Reichskanzler auch in dieser kriegerisch zugespitzten Streitfrage die allbekannte diplomatische Meisterschaft aufs Neue bewähren würde. Und darin hatte es sich nicht getäuscht! Denn bekanntlich wurde auf Vorschlag Bismarcks der Papst Leo XIII. gebeten, das Schiedsrichteramt zu übernehmen, dessen Spruch (vom 22. October 1885) für die Souveränität Spaniens über die Carolinen entschied. Dieser Entscheid gründete sich zwar fast nur auf das vage Recht des ersten Entdeckers vor mehr als 350 Jahren, da Spanien seit jenen Zeiten thatsächlich keinerlei Einfluß auf den Carolinen ausgeübt hatte, war aber wohl nicht anders zu erwarten. Und so stimmten beide Mächte dem von Sr. Heiligkeit gefällten Schiedspruche zu, womit der so gefahrdrohende Carolinenstreit (am 17. December 1885) ein Ende fand. Spanien verpflichtete sich eine geordnete Verwaltung einzurichten, und sicherte Deutschland völlige Freiheit des Handels, der Schifffahrt, der Fischerei, der Anlage von Plantagen zc. in derselben Weise wie spanischen Unterthanen zu, sowie Einrichtung von Schiffs- bzw. Kohlenstationen Seitens der Kaiserlichen Marine. Deutschland hatte seine Rechte also vollständig gewahrt und ohne Schädigung seines Ansehens und seiner dortigen Angehörigen einen Krieg vermieden, der die Handelsverbindungen beider Länder ohne Zweifel für Jahre hinaus in der empfindlichsten Weise gestört haben würde. Und dabei stand namentlich unserem so bedeutenden Export nach Spanien und seinen Colonien die empfindlichste Schädigung in sicherer Aussicht, Nachtheile für unsere Industrie und unsern Handel, denen gegenüber der Besitz eines so kleinen Inselreiches gar nicht in Betracht kommen konnte.

Die weise Erledigung jener Angelegenheit Seitens des unvergeßlichen ersten Reichskanzlers verdient daher dankbarste

Anerkennung, nicht minder die Initiative der gegenwärtigen Reichsregierung, welche die politischen Verhältnisse geschickt und schnell zu benutzen wußte, um das damals aufgegebene Besizthum auf friedlichem Wege zu erwerben. In Folge des für Spanien verhängnißvollen Ausgangs in dem blutigen Kriege mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte erstere Macht mit Cuba, der Perle der Antillen, und den Philippinen die letzten bedeutenden seiner Colonien¹ an die Vereinigten Staaten verloren. Außer kleinen, fast werthlosen Besizungen in Afrika² blieb nur noch das einstige Geschenk des Papstes, die Carolinen, übrig, nebst den kleineren Inseln der Marianen, da die größte Insel der letzteren Gruppe, Guam, von Amerika behalten wurde. Diese letzten Ueberbleibsel des spanischen Colonialreiches, einstmals des größten der Welt, wurden in dem deutsch-spanischen Vertrage vom 12. Februar 1899 vom deutschen Reiche käuflich erworben und zwar für die Summe von fünf- undzwanzig Millionen Pesetas (= Mk. 16 750 000). Diese Vereinbarung ist für beide Theile befriedigend, denn selbst nur eine Mobilisirung würde uns 1885 viel mehr gekostet haben, und Spanien braucht in seiner gegenwärtigen Lage Geld recht nothwendig. Ueberdies ist es eine Last losgeworden, denn nach dem Aufstande auf Bonape hielt Spanien hier wie auf Japan 800 Mann Truppen; die so stürmisch begehrte Colonie erforderte daher beträchtliche Zuschüsse.

Auch Deutschland wird noch Allerlei aufwenden³ müssen, und es kann vielleicht noch lange dauern, ehe sich Ausgaben und Einnahmen decken, aber diese Neuerwerbung ist doch außerordentlich nützlich, weil sie unsere bisherigen Südseebesizungen in der früher gewünschten Weise abrundet und damit unsere Macht- und Interessensphäre bedeutend erweitert. Dieselbe umfaßt jetzt fast den ganzen nordwestlichen Viertel des Großen Oceans, geht südlich (mit Kaiser Wilhelmsland, Bismarck- und Salomo-

Archipel) ansehnlich darüber hinaus und bildet ein ungeheures Inselreich, das sich von Nord nach Süd über etwa 30 Breitengrade (1800 Seemeilen⁴), von West nach Ost über 42 Breitengrade (2500 Seemeilen) ausdehnt. Der Flächeninhalt dieser Inselgebiete wird insgesammt auf 253 000 qkm mit einer Bevölkerung von zusammen 439 520 geschätzt, wovon auf Kaiser Wilhelmsland (181 650 qkm mit 110 000 Einwohner) und Bismarck- und Salomo-Archipels (69 355 qkm mit 277 000 Einwohner), zusammen rund 251 000 qkm mit 388 000 Einwohner kommen.

Im Rahmen dieses Inselreichs gebührt den Neuerwerbungen der Carolinen und Marianen hinsichtlich der Ausdehnung des Gebietes, wie der Zahl der dazu gehörigen Inseln, die erste Stelle. Allein der Carolinen-Archipel erstreckt sich über eine Meeresfläche von fast 10 Breiten- und 30 Längengraden, die Entfernung der östlichsten Insel (Kusaie) bis zur westlichsten (Tobi) beträgt daher an 1800 Seemeilen, oder zum Vergleich das Dreiundeinhalbfache der Luftlinie Memel—Emden. Und wenn man die Marianen dazu rechnet, ergibt sich von der nördlichsten Insel, Vogelinsel (Faralon de Pajaros), bis zur südlichsten der Carolinen (Capingamarangi oder Greenwich-Insel) eine nur um etwa ein Drittel geringere Entfernung.

Ueber dieses ungeheure Meer sind hier und da vereinzelt, meist aber zu kleinen Gruppen vereint, eine Unmasse von Inseln verstreut, deren Anzahl Paul Langhans⁵ für die Carolinen allein auf 680 schätzt, mit den Marianen zusammen an 700.

Freilich sind dabei die vielen kleinen Inseln mitgezählt, welche sich dem Korallengürtel eines Atoll einreihen, jenen eigenthümlichen niedrigen Inseln, die mikroskopischen Lebewesen ihr Dasein verdanken, und in ihrer Beschaffenheit und Form so wenig mit den üblichen Begriffen von Inseln übereinstimmen. Ein Atoll oder eine Ringinsel besteht nämlich aus einem

schmalen Gürtel von Riff und Inseln, der meist ringförmig eine Wasserfläche, die Lagune, umrahmt.

Die Größe dieser Lagunen ist ebenso verschieden wie die Zahl der Inseln ihres Riffgürtels. So hat die Lagune von Ramonuito, eines der größten Carolinen-Atolle, eine Länge von ungefähr 40 Seemeilen (etwa 10 deutsche Meilen), besteht aber nur aus etwa zehn Inseln, während das viel kleinere Atoll von Satoan in der Mortlockgruppe etliche sechzig Inseln und Inselchen aufweist, von denen indeß nur vier bewohnt werden. Denn die meisten dieser niedrigen Koralleninseln bilden in der Regel mehr oder minder schmale, lange, aber kaum einige hundert Schritt breite Streifen niedrigen Landes, das bei Hochwasser wenige Fuß über das Meeresniveau hervorrag, während ein großer Theil des Atolls dann überhaupt überfluthet wird. Die Lagunen der meisten Atolle sind mit dem Ocean durch Zugänge verbunden, von denen einzelne auch als Schiffspassagen dienen, aber viel Vorsicht erheischen, wie die Schifffahrt in diesen riffreichen Meeren überhaupt. Selbst das anscheinend sehr ruhige Wasser der Lagunen kann sehr unruhig werden und ist nicht immer frei von gefährlichen Stellen, die sich meist nur hoch vom Mast aus rechtzeitig erkennen lassen.

Unser ohnehin großer Reichthum an Atollen im Marshall-Archipel ist durch den Besitz der Carolinen beträchtlich vermehrt worden, denn der größere Theil dieser Inseln, etliche dreißig, besteht aus niedrigen Koralleninseln, zu denen glücklicherweise einige hohe bergige hinzukommen. Es sind dies im Osten Kusaie und Ponape, isolirte Inseln von vulcanischer Formation, die je von einem Riffgürtel (Barrier-Riff) umschlossen werden; mit Bergen, die auf Ponape fast bis zu 900 m ansteigen, im Westen Yap und die aus mehreren Inseln bestehende Gruppe Palau, welche ebenfalls von Barrier-Riff umgeben sind. Sehr abweichend und eigenthümlich ist die

Ruf-Gruppe dadurch, daß innerhalb des Atollgürtels eine Anzahl von Inseln verstreut liegt, darunter siebenzehn hohe bergige, die aber alle sehr beschränkten Umfang haben und nicht durchgehends bewohnt sind.

Das Gesamtareal der Carolinen wird von Langhans auf etwas über 9000 qkm berechnet, wovon aber 7659 qkm für Riffe abgehen, so daß nur 1344 qkm bewohnbares Land übrig bleiben, das übrigens nicht durchgehends cultivirbar ist. Lütke schätzte den bewohnbaren Theil der Atolle (ohne die hohen Inseln) insgesammt auf fünfzehn Quadratmeilen. Das größte Areal besitzt die Palau-Gruppe mit 446 qkm (davon die größte Insel Baobeltaob allein 300), dann folgt Ponape mit 347, Yap mit 207, die Atolle der Ruf-Gruppe mit 132 und Rusaie mit 110 qkm; alle übrigen Inseln haben nur 1 bis 16 qkm Flächeninhalt. — Das Areal der Marianen beträgt 626 qkm, das der drei bewohnten Inseln (Saipan, Rota und Tinian) nur 465 qkm.

Die Fauna der Carolinen ist, wie sich nach der Beschaffenheit und dem geringen Umfang der Inseln erwarten ließ, nur arm, und darf wenigstens für die Wirbelthiere als ziemlich gut bekannt betrachtet werden. Von Säugethieren kommen außer den durch Schiffsverkehr eingeführten Ratten, die zuweilen zur Plage werden, nur zwei Gattungen Flederthiere vor, darunter fruchtfressende sogenannte fliegende Hunde (*Pteropus*), von denen nicht nur die hohen Inseln je eine eigenthümliche Art besitzen, sondern auch die Atolle der Mortlock-Gruppe. Das eigenthümliche, zu den Sirenen gehörige Meersäugethier, der Dugong (*Halicore*), kommt gelegentlich in den Gewässern von Palau vor.

Am besten sind die Vögel bekannt, über die von Kittlitz zuerst berichtete, über welche aber die Sammlungen⁶ von Tetens, Heinsohn, Peters und namentlich Rubary ausführliche Kunde brachten, die ich für Rusaie und Ponape durch eigene Beob-

achtungen und Sammlungen vermehren konnte. Im Ganzen sind von den Carolinen an achtzig Vogelarten nachgewiesen, die sich der indo-malajischen Ornis einreihen und nur wenige eigenthümliche Formen aufweisen (auf Palau die Gattung *Psamathia*, auf Ruf *Metabolus* und auf Rusaie die seit Kittlitz nicht mehr zur Untersuchung gelangte Kallenform *Aphanolimnas*). Am reichsten an Vögeln ist Palau mit sechs- und fünfzig Arten, davon etwa fünfundzwanzig Landvögel, von denen dreizehn der Gruppe eigenthümlich sind. Dagegen hat die hohe bergige Insel Rusaie unter zweiundzwanzig Arten nur neun Arten von Landvögeln (darunter vier eigenthümliche) aufzuweisen. Besonders merkwürdig ist das Vorkommen einer eigenthümlichen Papageienart (*Chalcopsittacus rubiginosus*) auf Ponape, eines Scharrhuhnes (*Megapodius senex*) auf Palau und unserer Sumpfohreule (*Otus brachyotus*) auf Ponape, und zwar als Brutvogel. Unser Kuckuck ist auf seinen Wanderzügen ebenfalls auf Palau nachgewiesen, wie ein anderer von Süden (Neu-Seeland) heraufziehender Kuckuck (*Urdynamis taitiensis*) ebenfalls in unser Gebiet vordringt. Die häufigsten und fast über alle Inseln verbreiteten Standvögel gehören zu den Gattungen der Eisvögel (*Halcyon*), Brillenvögel (*Zosterops*), Fliegenfänger (*Myiagra*, *Rhipidura*), Würger (*Rectes*), Glanzstaare (*Calornis*, *Aplonis*), Flaumenfußtäubchen (*Ptilopus*), Erdtauben (*Phlegoenas*) und Fruchttauben (*Carpophaga*), wovon gewisse Arten auf einzelne Inseln beschränkt sind. Als Sänger wird nur *Calamoherpe syrinx*, ein mit unserer Rohrdrössel verwandter Vogel, gerühmt. Für die Jagd kommen außer einigen Strand- und Sumpfvögeln, die aber nur auf dem Zuge erscheinen (wie Brachvögel, Bekassinen, Regenpfeifer u. A.), Wildhühner und die große Fruchttaube in Betracht, auf Palau außerdem die Nicobarentaube, das Scharrhuhn (*Megapodius senex*), ein Purpurhuhn (*Porphyrio*) und eine Entenart.

Die Ornithologie der Marianen, deren Kenntniß hauptsächlich dem Franzosen March und den Sammlern des Rothschild-Museums in Tring zu danken ist, stimmt im Allgemeinen mit der der Carolinen überein und besitzt einige auf beiden Gruppen vorkommende Arten. Von den im Ganzen sechsundfünfzig bekannten Vögelarten sind vierzehn eigenthümliche (darunter aber nur eine eigene Gattung: *Cleptornis*). Von besonderem Interesse ist das Vorkommen einer Rabenart, die von Kittlitz entdeckte, und eines Scharrhuhnes (*Megapodius Laperousei*).

Lurche und Kriechthiere kommen auf den Carolinen nur wenige vor, meist weitverbreitete Arten der Eidechsegattungen *Mabouia* und *Gecko*; auf Yap außerdem eine große Warneidechse (*Hydrosaurus marmoratus*). Das indische Leistenkrokodil verirrt sich zuweilen bis Palau, auf welcher Gruppe auch Schlangen (drei Arten) und eine Froschart vorkommen.

Von Hausthieren scheint nur Ponape eine eigene Hunderrace besessen zu haben; aber schon zu Anfang dieses Jahrhunderts waren europäische Hunde, sowie auch Katzen (*Gato*-*Katze* auf Spanisch) von Guam nach Mogmog eingeführt und verbreiteten sich von hier auf einige andere Inseln. — Hauschweine sind ebenfalls eingeführt worden; die Zucht derselben wird meist von weißen Händlern, namentlich auf Kusaie und Ponape, betrieben, die schon zu Zeiten der Walfänger Schiffe mit diesem lebenden Proviant versorgen halfen. Unter den Geschenken der Ostindischen Compagnie für die gute Behandlung der Schiffbrüchigen der „*Antelope*“ unter Capitain Wilson, welche Capitain Macluer 1790 den Eingeborenen von Korror (Palau) mitbrachte, befand sich auch Rindvieh, wovon Semper noch 1862 zahlreiche Nachkommenschaft auf dieser Insel beobachtete. Die Thiere wurden in Umzäunungen gehalten, da sie durch Verwüstungen in den Pflanzungen den Eingeborenen nur eine Plage waren, und sind in Folge dessen vermuthlich aus-

gerottet worden. Denn es ist auffallend, daß Tetens und Kubary, die unter den Hausthieren der eingeführten Ziegen gedenken, mit keiner Silbe Rindvieh erwähnen. Pferde und Esel sind in beschränkter Zahl auf den Marianen eingeführt worden, ebenso Rindvieh, das auf Tinian verwilderte und sich hier in großen Heerden findet. Eine kleine, dem Axis verwandte Art von Hirsch, der sogenannte Marianenhirsch (*Cervus marianus*) ist keine eigenthümliche Art, sondern wurde von den Philippinen eingeführt, welche drei Arten Hirsche besitzen. —

Die Bevölkerung der Carolinen wird auf rund 35 000 Eingeborene, damit aber wohl reichlich hoch angegeben und dürfte nur zwischen 20 000 und 30 000 betragen. Denn bloß von wenigen Inseln liegen wirkliche Zählungen, im Uebrigen aber nur Schätzungen vor, die sehr verschieden lauten. So schätzte Logan, um nur ein Beispiel anzuführen, die Einwohnerzahl der Kuk-Gruppe auf 18 000 bis 20 000, Kubary auf 10 000 bis 12 000 und Gulick gar nur auf 5000. Sicher ist, daß auf verschiedenen Inseln ein bedauerlicher Rückgang stattgefunden hat, wie auf Kusaie (nach den Missionsberichten von 1100 in 1855 auf 125 in 1891), und Kubary zählte 1877 auf Mukuor nur 124 Eingeborene gegen früher 200. Am bedenklichsten sind Palau und Ponape zurückgegangen. Nach Semper besaß die erstere Gruppe gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts allein 40 000 bis 50 000 Eingeborene (jedenfalls eine sehr übertriebene Angabe), 1862 aber nur 10 000, und Kubary notirt für 1874 und 1884 nur 5000 bezw. 4000 Bewohner. Auf der größten Insel Waobeltaob fanden sich überall verlassene Häuser und Plantagen, als Zeichen einer früheren zahlreichen Bevölkerung. Die Ursache dieser Abnahme führt Kubary auf die herrschende Sittenlosigkeit zurück, als deren Folge drei Viertel aller Ehen kinderlos bleiben. Auf Ponape haben Epidemien, namentlich Mitte der fünfziger Jahre Blattern, unter

den Eingeborenen schrecklich aufgeräumt, wodurch die Bevölkerung von etwa 8000 auf 5000 reducirt wurde, und die Kämpfe mit den Spaniern brachten jedenfalls weiteren Rückgang, wenigstens verzeichnet der Missionsbericht für 1891 nur 1705 Eingeborene. Daß diese größte Insel, sowie Kusaie, nur sehr schwach bevölkert ist, davon konnte ich mich selbst überzeugen, denn nur längs dem Strandgürtel finden sich spärlich Siedelungen. Das bergige, mit dichtem Urwalde bedeckte Innere ist jetzt unbewohnt, aber Gruppen von Cocospalmen, welche die höchsten Bergkuppen auf Ponape krönen, lassen darauf schließen, daß früher hier Menschen verkehrten, da diese Palme überall ein Kulturbaum ist. Von den jetzt Deutschland gehörigen kleineren der Marianen-Inseln sind nur Saipan, Rota und Tinian bewohnt und besitzen zusammen 1655 Bewohner, Eingeborene (Tagalen) oder Mischlinge von den Philippinen, sowie auf Saipan eine Anzahl Carolinier. Denn die Chamorro oder eigentlichen Bewohner der Marianen sind längst dahingeschwunden, zum Theil durch Seuchen, hauptsächlich aber durch die Spanier ausgerottet. Als die letzteren 1688 die Colonie begründeten, waren die Inseln angeblich von 40 000 bis 60 000 Chamorros bevölkert, ihre Anzahl ging bis 1741 auf ca. 1800 zurück. Diese sündhafte Vernichtung hat sich natürlich schwer gerächt und nie wieder gut machen lassen, trotz aller Bemühungen, künstlich, zum Theil gewaltjam Bevölkerung herbeizuziehen. So wurden nicht allein die Bewohner der kleineren Inseln zur Niederlassung auf Guam gezwungen, sondern man brachte auch Tagalen von den Philippinen herüber und schließlich Verbannte, namentlich politisch Verdächtige. So erklärt es sich, daß von den etwa 8700 Bewohnern Guams über 6000 in der Hauptstadt Agaña wohnen oder vielmehr hier wohnen müssen.

Die Entdeckungsgeschichte des neuen deutschen Inselreiches führt nahezu auf vier Jahrhunderte zurück, bis auf die dent-

würdige Reise von Fernando Magelhaens, unter den bewundernswürthigen alten Seefahrern wohl dem bewundernswürthigsten. Von der von ihm entdeckten, zuerst durchfahrenen und nach ihm benannten Meeresstraße an der Südspitze Südamerikas durchsegelte Magelhaens den ganzen „Stillen Ocean“ von Ost nach West, an 6000 Seemeilen, bis man, nach mehr als drei Monaten, als die Noth bereits aufs Höchste gestiegen war, am 6. März 1520 endlich Land entdeckte. Es waren die zwei südlichsten Inseln der Marianen oder „Diebsinseln“ (Ladronen), wie Magelhaens sie genannt hatte, der die erste, übrigens unbeabsichtigte Weltumsegelung nicht selbst zu Ende führen konnte, da er bekanntlich ein Jahr später auf den Philippinen im fanatischen Glaubenseifer gegen eine feindliche Uebermacht tollkühn sein Leben einsetzte und verlor.

Die neuentdeckten Inseln wurden übrigens erst mehr als 160 Jahre später in Besitz genommen und nach Maria Anna von Oesterreich, Wittve von König Philipp IV. benannt. Denn Spanien hatte im Wettstreit mit Portugal wichtigere Aufgaben zu erfüllen. Vor Allem galt es, die damals noch wenig bekannten Molukken mit ihrem Reichthum an Gewürzen zu erringen, und das war für Spanien nur von Osten aus, von seinen Besitzungen an der Westküste Amerikas (Mexico und Peru) möglich, wollte man nicht der päpstlichen Ungnade verfallen. Durch eine Bulle Papst Alexander VI. (Borgia) waren die neuentdeckten Länder nämlich zwischen die Kronen von Spanien und Portugal getheilt und überdies durch eine ziemlich willkürliche Demarkationslinie (360 Meilen östlich von den Azoren) die Interessensphären der beiden, damals mächtigsten seefahrenden Völker festgelegt worden. Da die östliche Erdhälfte Portugal zugesprochen war, so wendeten sich die Spanier der Südsee zu, um hier eine bewundernswürthige Thätigkeit zu entfalten. Die großen Entdeckungen des sechszehnten Jahrhunderts sind also gewissermaßen dem Machtpruche jenes berühmtesten

Papstes zu danken; dazu gehören auch die Carolinen. Etwa acht Inseln derselben werden spanischen Entdeckern zugeschrieben, darunter die kleine Insel Ngoli (Samolock) des Onulu-Atolls,⁸ als die erste, welche 1525 von Diego Rocha (allerdings einem Portugiesen) aufgefunden worden sein soll. Der Name Carolina nach der Gemahlin von König Carl I. wurde aber erst 1686 von dem spanischen Admiral Don Francisco Lazeano einer von ihm entdeckten größeren Insel (wahrscheinlich Yap) beigelegt, und dieser Name übertrug sich nach und nach auf den ganzen Archipel, der damit auch nominell als spanisches Besitztum betrachtet und als solches weitergeführt wurde.

Das siebzehnte Jahrhundert brachte wenig neue Entdeckungen, da die Spanier nördlich von den Carolinen einen neuen Seeweg von Peru nach den Philippinen einschlugen, auf dem sie häufiger die Marianen berührten, besonders seitdem 1688 hier eine Colonie begründet worden war. Um die Carolinen kümmerte sich Spanien aber durchaus nicht. Die einzigen Niederlassungsversuche durch Missionare (zwischen 1710 und 1731) auf Sorol und Uluti fanden mit der Ermordung des Pater Juan Antonio Cantova (auf Mlogmog 1731) ein rasches Ende.

Nicht minder zahlreich als die Entdeckungen des sechszehnten Jahrhunderts sind die des achtzehnten, namentlich durch englische und amerikanische Handelsschiffe, unter denen solche der East India Company mehrere Inseln zuerst sicher nachwiesen, u. A. Palau (1783 durch Wilson), wie Capitain James Mortlock, Führer des amerikanischen Schiffes „Young William“ 1793 die nach ihm benannte Gruppe entdeckte. Denn wie der 1567 von Mendana entdeckte große Archipel der Salomo-Inseln nahezu zweihundert Jahre lang verschollen blieb und erst wieder entdeckt werden mußte, so ging es auch mit den spanischen Entdeckungen in den Carolinen, von denen sich keine mit Sicher-

heit nachweisen ließ. Die späteren Entdeckungen, namentlich des achtzehnten Jahrhunderts, trugen indeß wenig zur Klärung bei, halfen im Gegentheil die Verwirrung durch Neubennungen nur vermehren. Fast die meisten Inseln waren wiederholt entdeckt worden und hatten in Folge dessen mehrere Namen erhalten, außer spanische nun auch noch englische und solche der Eingeborenen. Da die letzteren sich nicht selten sehr ähneln, deshalb häufig unrichtig aufgefaßt und orthographisch noch unrichtiger wiedergegeben wurden (z. B. Nap, Wap, Cap, Jap), so entstand je länger um so mehr Verwirrung und Unsicherheit.

Dazu fehlte es fast ganz an Karten. Die von Cantova (1722) und Don Louiz de Torres (1804), größtentheils nach den durchaus ungenügenden, sich häufig widersprechenden oder falsch verstandenen Angaben der Eingeborenen zusammengestellt, illustriren am besten die geringe geographische Kenntniß, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts betreffs der Carolinen noch herrschte. So fehlt z. B. auf diesen ersten Karten die allen carolinischen Seefahrern wohlbekanntere Mortlock-Gruppe ganz. Die Klarstellung und Vervollständigung der Entdeckungen in diesem Archipel war somit der neueren Zeit vorbehalten und ist vor Allem den zielbewußten und planmäßigen Untersuchungen und Aufnahmen französischer und russischer Weltumsegelungen zu danken. So nahm die „Coquille“ unter Befehl von Duperray 1823 und 1824 Rusaie auf und entdeckte die Ruf-Gruppe wieder, welche 1838 von Dumont d'Urville (mit der „Astrolabe“ und „Zélée“) nochmals genauer untersucht und kartirt wurde.

Von ganz hervorragender Bedeutung für die Erforschung der Carolinen gestaltete sich aber jene denkwürdige Weltreise der russischen Corvette „Senjavin“ unter Befehl von Capitain, später Admiral Lütke, an der auch unsere deutschen Landsleute von Kittlitz und Mertens als Naturforscher theilnahmen. Die Untersuchungen und Aufnahmen in den Jahren 1827 und 1828

lieferten die erste grundlegende Karte des Archipels der Carolinen, mit dem Lütke's Name für immer als der ihres bedeutendsten Erforschers verbunden bleiben wird. Mit diesen Reisen waren die eigentlichen Entdeckungen zwar geschlossen, bei Weitem aber nicht die Specialaufnahmen einzelner Inseln und Häfen, wie z. B. die der größten Insel Ponape erst 1839 und 1840 von englischen und französischen Kriegsschiffen kartirt wurden.

Mancherlei Verbesserungen und Ergänzungen haben auch die Führer des amerikanischen Missionschiffes „Morning Star“, ganz besonders aber Godeffroy'sche Capitaine (Blohm, Tetens) und der Reisende Kubary geliefert, Beiträge, die von L. Friedrichsen in mehreren Specialkarten (Yap, Palau, Mortlock, Ruk) verwerthet wurden. Seit den siebziger Jahren sind auch der deutschen Reichsmarine bemerkenswerthe Specialaufnahmen zu danken (z. B. der Ruk-Gruppe, Wolea), sowie auch in Betreff der Marianen). In der ihm eigenen gründlichen und übersichtlichen Weise hat Paul Langhans dieses Gesamtmaterial im Verein mit anderen bisher noch unveröffentlichten Quellen in seiner neuesten Karte⁹ der Carolinen, Palau und Marianen bearbeitet und damit die Kartographie wiederum in hervorragender Weise bereichert.

Ueber die Bewohner der Carolinen liegen aus früheren Jahrhunderten nur wenig Berichte vor, unter denen die des Pater Cantova und Capitain Wilson (über die Palauer) wohl die wichtigsten sind. Denn eigentliche Forschungen hat erst dieses Jahrhundert zu verzeichnen, womit die vorher erwähnten Westexpeditionen unter französischer und russischer Flagge den Anfang machten. Seitdem ist die Kunde über die Eingeborenen wesentlich vermehrt und erweitert worden, so namentlich durch Capitain Cheyne, Dr. Gulick, Dr. Semper (Palau), Capitain Tetens, von Miklucho-Maclay, Franz Henssheim, Joh. Kubary¹⁰ und in Berichten über Fahrten deutscher Kriegsschiffe.

Mir selbst war es vergönnt, wenigstens die beiden schönsten östlichen Inseln, Rusaie und Ponape, kennen zu lernen, über die ich wohl die ausführlichsten und zuverlässigsten Berichte¹¹ der Neuzeit veröffentlichte. Bei der ungeheuren Ausdehnung des Gebietes, das bisher kein Reisender vollständig kennen lernte, bleiben aber noch gar viele Lücken auszufüllen. Und dafür wird es vielerwärts leider zu spät sein, da durch den zunehmenden Verkehr mit Weißen die Originalität der Eingeborenen mehr oder minder in Verfall geräth, wovon ich mich selbst zur Genüge überzeugen konnte.

Da die Chamorro, wie vorher erwähnt, zu den untergegangenen Völkerstämmen gehören, so beruht unsere Kenntniß über die alten Bewohner der Marianen nur auf den älteren, zum Theil lückenhaften Nachrichten, namentlich Reisender des vorigen Jahrhunderts, die hier nicht wiederholt werden sollen, und auf die heutigen Bewohner brauchen wir schon deshalb nicht näher einzugehen, weil sich dieselben aus so verschiedenen eingeführten Elementen zusammensetzen.

Wenn man die Carolinier anthropologisch mit den übrigen Bewohnern Mikronesiens (Marshallanern und Gilberts) zu einer eigenen Race erhob, die aus einer Mischung von Polynesiern und Melanesiern (Papuas) entstanden sein sollte, so wird man sich nach und nach daran gewöhnen müssen, die „Mikronesier“ als besondere Race aufzugeben. In der That gehören die Carolinier zu jener mehr oder minder hellfarbigen (braunen), schlichthaarigen Menschenrace, wie sie sich überall in Oceanien bis Hawaii und Neuseeland findet, und es dürfte schwer halten, diese Race selbst von der malayischen durch bestimmte äußere Kennzeichen zu unterscheiden. Die Hautfärbung variiert, wie überall, selbst zwischen den Bewohnern einer und derselben Insel oft recht erheblich und bewegt sich in den Farbentönen der Brocaschen Tafeln von Nr. 29 bis 32 (nach Miklucho-Maclay

selbst von Nr. 21 bis 43), also zwischen Olivengelbbraun bis in ein röthliches Ziegelbraun und selbst bis Dunkelbraun. Auch das schwarze oder doch dunkle Haar ist nicht immer schlicht, sondern häufig wellig, ja selbst mehr oder minder lockig. In der Leibesgestalt sind die Carolinier gut gebaute, kräftig aussehende Menschen, die im Wuchse im Allgemeinen unter europäischer Mittelgröße bleiben. Das weibliche Geschlecht ist in der Regel kleiner und schwächer als das männliche. Für die Gesichtsbildung hält es schwer, einen allgemeinen Typus anzugeben, da sie individuell sehr erheblich variiert; die stets dunklen, braunen bis schwarzen Augen sind meist voll und groß, daher vorherrschend als schön zu bezeichnen. Dagegen ist der Mund in der Regel größer als bei Europäern, die Nasenflügel breiter, die Nohrbogen vielleicht etwas mehr hervortretend, doch giebt es auch Individuen, deren Physiognomie ein nahezu europäisches Gepräge zeigt.

Wenn die Carolinier im Allgemeinen in unserm Sinne nicht als schöne Menschen gelten können, so hat ihre äußere Erscheinung doch keineswegs das Unsympathische der mongolischen Race, ja gewisse Individuen dürfen mindestens als „hübsch“ bezeichnet werden. Am wenigsten gilt dies für das weibliche Geschlecht, das nur in der Jugend anmuthige Gestalten aufweist und ziemlich schnell verblüht. Da die Männer auf vielen Inseln langes Haar tragen, das zum Theil chignonartig aufgebunden wird, und außerdem, wenigstens in jüngeren Jahren, das Barthaar auszureißen pflegen, so giebt ihnen dies häufig ein weibliches Aussehen. Spärlicher Bartwuchs ist aber keineswegs eine Raceeigenthümlichkeit, denn Vollbärte kommen überall, wenn auch mehr vereinzelt, vor.

Die äußere Erscheinung der Carolinier wird häufig durch Hautkrankheiten beeinträchtigt, unter denen namentlich Schuppenkrankheit (Ichthyosis) überall verbreitet und sehr gewöhnlich ist,

übrigens kaum als Leiden betrachtet wird. Lepra, die Kitzlich schon auf Rufai beobachtete, ist nach Kubary auch auf Ruf und Mortlock keineswegs selten und kommt auch auf den Marianen vor.

Ueber die Sprache der Carolinier liegen im Ganzen nur spärliche Berichte vor, denn leider hat Kubary, der am meisten dazu berufen war, in dieser Richtung Aufklärung und Belehrung zu geben, nur eine Abhandlung über die Mortlocksprache publicirt. Soweit sich bis jetzt urtheilen läßt, werden auf den Carolinen sieben bis acht verschiedene Sprachen oder mindestens Dialekte gesprochen. Von der totalen Sprachverschiedenheit auf Bonape und Rufai konnte ich mich selbst überzeugen; dazu kommen mit eigenen Sprachen Stens: die centralen Gruppen Mortlock, Ruf und Hall wahrscheinlich mit Ulea und Feis; Atens: Uluti mit Ngoli; Stens: Yap; Stens: Palau und Tens: Nukuor. Auf letzterer Insel wird merkwürdiger Weise eine nahezu mit Samoanisch übereinstimmende Sprache gesprochen, die identisch mit der der 1600 Seemeilen entfernt liegenden Ellicegruppe (Mufusetau) ist, aber kaum mehr in Betracht kommt, da Nukuor nur 124 Bewohner zählt. Auf den Marianen wird meist, auch von den Eingeborenen, spanisch gesprochen.

Die Carolinier werden gewöhnlich als die liebenswürdigsten und freundlichsten Südseebewohner geschildert und namentlich ihre Gutherzigkeit und Friedfertigkeit gerühmt; Lobeserhebungen, die indeß keineswegs als Regel, sondern nur für gewisse Fälle gelten können. So erfreuten sich die Schiffbrüchigen des Packetschiffes der Ostindischen Compagnie „Antelope“ unter Capitain Wilson 1783 auf Palau (Korror) der freundlichsten Aufnahme. Aber diese ersten Weißen waren mächtig und brachten, wie die französischen und russischen Expeditionen zu Anfang dieses Jahrhunderts, große Vortheile und Reichthümer, darunter vor Allem das unschätzbare Eisen. Gegenüber der so viel gerühmten Fried-

fertigkeit der Carolinier muß daran erinnert werden, daß die ersten Weißen, welche Niederlassungsversuche wagten (1710 und 1731), erschlagen wurden, und doch waren dies friedfertige Missionare, darunter auch der vortreffliche Jesuitenpater Cantova, der die Eingeborenen bereits gut kannte. Capitain Mortlock warnt bereits 1793 vor den Bewohnern der nach ihm benannten Inseln, und Capitain Tetens noch 1868 vor den Yap-Inulanern, die wiederholt Schiffe anfielen. Capitain Cheyne, Führer der „Najade“, der in den vierziger Jahren auf den Carolinen Handel trieb, wurde auf die hinterlistigste Weise von den Kufern überfallen und fiel schließlich auf Palau, aus Eifersucht zweier Stämme, von denen jeder die Handelsvorthelle allein genießen wollte. Denn überall ist der Eingeborene schlau berechnend und auf seinen Vortheil bedacht, dabei meist unaufrichtig, geizig und gewissenlos, Eigenschaften, die aber bei einem flüchtigen Besuche gegenüber dem meist stillen, freundlichen und bescheidenen Wesen nicht sogleich hervortreten. So wußte Kubary Anfangs die Bonapesen nicht genug zu rühmen, bezeichnet sie aber später als die miserabelsten aller Carolinier, und sein Urtheil über die Palauer (ränkevoll, lügenhaft, mißtrauisch, diebisch, faul) ist mehr oder minder wohl für die meisten Carolinier zutreffend. Einige dieser Eigenschaften lernte ich selbst trotz kurzen Verkehrs mit Bonapesen kennen, fand dagegen die Kusaier als so angenehme und naive Menschen, wie sie von Kittliß geschildert wurden, obwohl die zu jener Zeit durchaus unberührten Naturkinder bereits Diebstahl versuchten. Aber auch hier herrschte der Grundsatz allgemein gültiger carolinischer Lebensweisheit: „Wenig geben, viel nehmen!“

Reinlichkeit ist nirgends Bedürfnis für die Eingeborenen, und lästige Parasiten gelten als Vexerbissen, die ich von königlichen Frauen auf Bonape mit Behagen verzehren sah. Sehr widerlich wirkt im Verkehr mit den Eingeborenen auch der ihnen

anhaltende Geruch in Folge des Einschmierens mit ranzigem Del und übelriechender Gelbwurz (Curcuma). Die Mortlocker sind davon wie mit einer Kruste bedeckt, die nach Kubary allerdings ein treffliches Mittel gegen Mosquitostiche bildet.

Wenn Weiße jetzt auch längst nichts mehr von den Eingeborenen zu fürchten haben, so herrscht doch unter den letzteren niemals jene Einträchtigkeit, welche die Bezeichnung „friedfertig“ rechtfertigt, denn in Folge der Zersplitterung in viele kleine Stämme entstehen leicht Händel, die zu Fehde führen. Die Mission hat in dieser Richtung bereits vielfach sehr wohlthätigen Einfluß ausgeübt, besaß aber keine Macht, um kriegerische Unternehmungen zu unterdrücken, wie solche, nicht selten mit blutigem Ausgange, Logan in seinen Berichten über Kuk und Mortlock wiederholt erwähnt. Selbst leitende Mitglieder der Kirche betheiligten sich an derartigen nach carolinischen Begriffen ehrenvollen Waffenthaten. So war der Sohn eines Häuptlings der Insel Uola (Kuk) auf den Hallinseln erschlagen worden; als nun zufällig Eingeborene der letzteren Inseln, Leute, die mit jenem Morde durchaus nichts zu thun gehabt hatten, in zwei Canoes nach Uola kamen, wurden sie hinterlistig überfallen und erschlagen bezw. erschossen. Es handelte sich also in diesem durch Logan verbürgten Falle, der ganz mit Erlebnissen von mir in Melanefien übereinstimmt, um gemeinen Mord in verrätherischer Weise.

Dabei mag gleich hier erwähnt werden, daß die Kriegsführung dieselbe feige Taktik befolgt, welche fast bei allen Kanaken so ziemlich als Regel gelten kann: man vermeidet den offenen Kampf möglichst und sucht lieber den unvorbereiteten Gegner hinterlistig zu überfallen. Geringfügige Vorkommnisse, Streit wegen Fischgründen, Besitz eines Hundes und dergleichen sind häufig Ursache zu solchen sogenannten Kriegen, die ganz besonders auf Kuk häufig zu sein scheinen, aber auch auf Palau und Yap. So sagt Kubary u. A., daß sich die einzelnen

Stämme auf Ruß „im Princip als einander fremd, also feindlich betrachten; sie leben stets in gegenseitigem Meid entweder im offenen Kriege oder in einem niemals sicheren Frieden“. Die siegende Partei begnügt sich übrigens nicht damit, die etwaigen Gefangenen zu erschlagen, sondern brennt auch die Häuser nieder und vernichtet Tarosfelder und Fruchtbäume. „Die Folgen einer solchen Kriegsführung sind leider nur zu oft auf den Rußinseln zu finden und der Mangel an Cocospalmen, wie überhaupt der beschränkte Landbau sind dadurch erklärlich.“ (Kubary.) Eine Eigenthümlichkeit der Kriegsführung auf Ruß mag hier noch erwähnt sein, die darin besteht, daß Glieder eines und desselben Stammes nicht gegeneinander kämpfen dürfen. Auf Palau giebt es zwar keine eigentlichen Kriege mehr, aber man betreibt das „Kopfschnellen“ mit Vorliebe, d. h. man überfällt irgend einen Wehrlosen eines andern Stammes, erschlägt ihn und führt den abgeschnittenen Kopf als „Siegestrophäe“ mit heim. Ein solcher Kopf ist zugleich eine Einnahmequelle für die Gemeinde oder den Club, denn man stellt ihn in befreundeten Dörfern zur Schau aus, führt Tänze dazu auf und sammelt Geld.

Moderne Waffen haben die eigenthümlichen fast überall verdrängt und waren von jeher die wichtigsten Tauschartikel. Die früheren Handelsfahrten der Central-Carolinier nach den Marianen brachten bereits spanische Messer und Buschmesser (Machete) und Säbel mit nach Haus, die dann durch Zwischenhandel weitere Verbreitung fanden, und zur Zeit meines Besuches 1880 bildeten Feuerwaffen aller Art den werthvollsten Theil des Tauschhandels. Ein großer Häuptling auf Yap kaufte von einem deutschen Händler für fünfhundert Dollar sogar eine ausgerangirte bayrische Mitrailleuse, welche die Macht dieses Herrschers freilich wenig vergrößert haben wird, wie Feuerwaffen überhaupt dazu beitragen, die Kriege der Eingeborenen untereinander seltener und unblutiger zu machen.

Einzig in der Geschichte der Carolinen sind die Kämpfe der Bonapesen in den Jahren 1887 bis 1890, um sich von dem Joch der spanischen Unterdrücker zu befreien. Wie einst die Marianer, sochten die Insulaner in der Verzweiflung viel besser, als man von diesen sonst trägen und feigen Leuten erwarten konnte und fügten den Spaniern viel Schaden zu, die in einem Gefecht allein 160 Mann verloren. Dabei bedurfte es wiederholter Expeditionen mit Kriegsschiffen, um den Aufstand zu unterdrücken.

Unter den einheimischen Waffen waren Schleudern am beliebtesten und fast überall verbreitet. Sie gehören zu den zierlichsten und kunstvollsten Flechtarbeiten aus Cocos- oder Hibiscusfasern und dienen, um den Kopf gebunden, zugleich als Fuß, der wahrscheinlich noch heute auf den centralen Gruppen Ruß und Mortlock verfertigt wird und wie früher einen Tauschartikel bildet. Speere waren ebenfalls in mehreren Formen überall bekannt, darunter eine mit Rochenstacheln bewehrte Sorte besonders gefährlich. Auf Palau und Mortlock scheint man auch Wurfspeere besessen zu haben, die mit einer Art Wurfstock geschleudert wurden; während flache hölzerne Keulen und runde lange Kampfknüppel nur von Ruß und Mortlock erwähnt werden. Außerdem kannte man noch ein paar eigenthümliche, zum Theil mit Rochenstacheln und Haifischzähnen bewehrte Handwaffen, auf Palau außerdem Pfeil und Bogen und das Blaserohr (letzteres von Manila eingeführt). Ich selbst sah und erhielt auf Rufaie und Bonape keine Waffen mehr. Die der übrigen Inseln gehören jetzt wohl ebenfalls der Vergangenheit an, und zählen zu den werthvollsten Gegenständen der Museen.

Im Gegensatz zu der Raceneinheit bieten die ethnologischen Verhältnisse nur in einigen wenigen Gebräuchen und Fertigkeiten allgemein verbreitete Charakterzüge. Als solche verdienen vorzugsweise Stammeszerpitterung, Vorliebe für Steinbauten,

hochentwickelte Webekunst, Beliebtheit von gelber Farbe (Curcuma), häufige Benutzung von Cocosnuß zu Schmuckzwecken und die geringe Zahl von Musikinstrumenten genannt zu werden. Im Uebrigen besitzt jede Insel oder Inselgruppe besondere ethnologische Eigenthümlichkeiten, die, soweit sie besser bekannt sind, vorläufig folgende fünf Abtheilungen: Kusaie, Ponape, Central-Carolina, Yap und Palau als sogenannte Subprovinzen unterscheiden lassen. Unter Hervorheben der Eigenthümlichkeiten derselben werde ich mich im Uebrigen bemühen, soweit dies hier möglich ist, ein Gesamtbild der carolinischen Völkerkunde zu skizziren.

Wenn selbst in neueren Berichten der culturelle Bildungsgrad der Carolinier als der einer „niedern Naturstufe des uncivilisirten Naturvolkes, oder selbst der von Wilden“ bezeichnet wird, so ist dieses Urtheil nicht ganz zutreffend. Denn ohne Zweifel gehören die Carolinier zu den begabtesten der Südseevölker, wie dies schon zum Theil die sehr verwickelten socialen Einrichtungen zeigen, nicht minder die mannigfachen Erzeugnisse ihrer Handfertigkeit, die eigene Erfindungen aufweisen. Bewundernswerth sind die Riesensteinbauten auf Kusaie und Ponape, die in der ganzen Südsee kaum ihres Gleichen finden, die mannigfachen Erzeugnisse der Muschelindustrie, von kleinen zierlichen Scheibchen (vorzugsweise aus rother Spondylusmuschel geschliffen) bis zu Armringen aus Abschnitten von Trochus, die reizenden Schmuckgegenstände aus Scheibchen und Ringen von Cocoschale, die aus Schildpatt gebogenen Schälchen und Schaalen auf Palau, wo man früher auch mit Perlmutter eingelegte, außerordentlich kunstvolle Holzschneidereien (Schüsseln, Deckelkasten) verfertigte und, wie auf Yap, Töpferei verstand. Leider werden die meisten der hier erwähnten Gewerbe wenig oder gar nicht mehr betrieben und ihre Erzeugnisse gehören größtentheils bereits der Vergangenheit an. So z. B. die verschiedenen, sehr kunstreich aus

Perlmutter oder Schildpatt geschliffenen oder geschnitzten Fischhaken, und vor Allem die Aerte, früher das einzige Geräth zum Bau von Häusern, Fahrzeugen u. s. w. Es verdient erwähnt zu werden, daß trotz des Reichthums an Steinmaterial, wenigstens auf den hohen Inseln, die Klinge dieser Aerte stets aus Muschel (Tridacna) verfertigt wurden. Auf Kusaie erhielt ich noch die letzten solcher Muschelllingen, von denen die größte 53 cm lang war und 4 $\frac{1}{2}$ kg wog, und auf Ponape erstand ich modernen Schmuck aus prähistorischen Spondylus-scheibchen, welche letztere aus den Riesenbauten der Vorfäter herrührten, die, wie meine Ausgrabungen schließen lassen, darin eine förmliche Industrie betrieben haben müssen. Von den kunstreichen Arbeiten der Chamorro ist wohl nur wenig erhalten geblieben und die vergleichende Völkerkunde ist auf die Berichte älterer Reisender angewiesen, die den jetzigen Anforderungen bei Weitem nicht genügen.

Am meisten bezeichnend für die Carolinier ist jedenfalls die Weberei, welche glücklicherweise 1880 auf Kusaie noch betrieben wurde, so daß ich dies Gewerbe zuerst eingehend beschreiben konnte. Das bisher als „Webestuhl“ bezeichnete, sehr sinnreich erfundene Geräth ist nämlich kein solches, sondern dient zum Aufmachen der Kette, was allein große Geschicklichkeit und enorme Geduld erfordert, denn die verschieden farbigen Fäden des Musters werden zusammengeknüpft, so daß an einem Lendengürtel an 16 000 Knoten zu knüpfen sind. Der Webeprocess selbst ist ein sehr primitiver und erfordert keine anderen Geräthschaften, als ein paar flache Brettchen, einige Stäbchen, um Fach zu bilden, ein flaches Stück Holz als Lade oder Schwert und schließlich das Schiffchen für den Einschlag, das ganz gewöhnlichen Weberschiffchen ähnelt. Als Material zur Weberei verwendet man die Faser einer besonderen Art Banane, die in drei Farben gefärbt wird, in den Central-Carolinien auch Faser

von Hibiscus oder beide Fasern zusammen. Die gewebten Zeugstoffe haben sehr verschiedene Länge und Breite (120 bis 220 cm lang, 17 bis 67 cm breit) und werden auf Ruk, Mortlock, den Hallinseln, Ulea und Uluti verfertigt, wo Weberei noch jetzt im Schwunge zu sein scheint. Auch auf Nukuor, Bikiram, Sonjol und Bunai verstand man zu weben, doch ist auf beiden letztern Inseln diese Kunst bereits untergegangen; wie zu meiner Zeit (1880) Bonape nur noch ein paar Weberinnen aufzuweisen hatte. Denn überall wird und wurde diese Industrie nur vom weiblichen Geschlecht betrieben, dem wahrscheinlich auch das Verdienst der Erfindung gebührt. Yap und Palau kannten keine Weberei, sondern bezogen Stoffe von den Nachbarinseln.

Da diese gewebten Zeugstreifen für die Bewohner vieler Inseln die fast einzige Bekleidung sind, so bilden sie zugleich einen der hervorragendsten Tauschartikel. Die Männer benutzen diese Zeugstreifen drei- bis vierfach zusammengefaltet als Schambinden, während sie von den Frauen in der ganzen Breite um den Leib geschlagen werden und so eine Art kurzer Röckchen bilden, die sehr artig kleiden. Dies gilt aber nur für die niedrigen Inseln (Mortlock, Ruk, Hall, Ulea, Uluti u. a.), denn auf Yap, Palau (wo die Männer früher nackt gingen, wie dies im Norden zum Theil noch der Fall ist) und Nukuor tragen die Frauen lange bis über die Knie reichende Faserröcke aus Blättern, auf Sonjol und Bunai sehr eigenthümlich geflochtene Matten. Auf Bonape wurden Faserröcke (aus gespaltenem Cocosblatt oder Hibiscus) früher von beiden Geschlechtern gebraucht, waren 1880 aber nur noch Männerkleidung, da die Frauen meist Lavalava trugen, d. h. zwei bunte Taschentücher. Eines der letzteren, mit einem Loch in der Mitte, um den Kopf durchzustechen, diente auch als Ersatz der früheren Mantillen aus Tapa, d. h. Zeug aus Baumbast (hauptsächlich

dem des Brotfruchtbaumes), wie man solche früher auch auf Palau und Rapingamarangi (Bikiram, Greenwichinsel) zu Bekleidungs Zwecken anfertigte. Ponchoartige Mäntel aus zwei der Länge nach aneinandergenähten Zeugstücken sind für Mortlock und Ruk eigenthümlich und werden hier (zuweilen sehr hübsch mit rothen Spondylus Scheiben verziert) als sehr praktisches Kleidungsstück von beiden Geschlechtern getragen.

Auf den genannten beiden Gruppen, wie auf Yap und Sonjol, giebt es auch Kopfbedeckung und zwar spitze, unten breite Hüte aus Pandanusblatt, die aber nur von Männern und, wie es scheint, nur gelegentlich getragen werden.

Moderne Kleidung hat sich nur an Plätzen mit europäischem Verkehr eingeführt, wie z. B. auf Rusaie, wo die Eingeborenen, und zwar sowohl Männer als Frauen, aber immer noch unter den Kleidern Schambinden (Tol) aus selbstgewebten Zeugstreifen, trugen. Im Allgemeinen scheinen moderne Bekleidungsstücke wenig Anklang zu finden, denn die Mission führt häufig Klage über den geringen Sinn ihrer Böglinge für decentere Tracht nach europäischem Vorbilde. Und der König von Rorror (auf Palau), dem letztern folgend, erregte dadurch nur das Mißfallen seiner Unterthanen (Kubary).

Schmuck und Zierrath sind sehr mannigfach und bieten eine Anzahl für verschiedene Inselgruppen charakteristische Gegenstände, deren Anfertigung früher besondere Zweige der Industrie und des Tauschhandels bildeten. Hierher gehört vor Allem das Schleifen kleiner, runder, durchbohrter Muschelscheibchen, hauptsächlich rother (aus Spondylus), aber auch weißer, die jetzt wohl nur noch auf Mortlock und Ruk verfertigt werden, während diese Kunst auf Bonape, Yap und Palau längst eingegangen ist. Halsketten und Gürtel aus Muschelscheibchen gehören daher zu den kostbarsten Schmuckgegenständen; so sind z. B. auf ganz Palau keine zehn „Kau“ oder Frauengürtel

mehr vorhanden (Rubary). Bei der Seltenheit dieser Muschelscheibchen werden dieselben gewöhnlich nur zur Verzierung von Schmuck aus Scheibchen, Perlen und Ringen von Cocosnußschaale verwendet, eine Industrie, die heute noch hauptsächlich auf den centralen Gruppen blüht und eine Menge sehr zierlicher und kunstvoller Schmuckgegenstände erzeugt. Hierher gehören Arm- und Halsbänder, Halsketten, Ohrgehänge und Gürtel, deren einzelne Beschreibung hier zu weit führen würde. Um indeß einen Begriff zu geben, welche ungeheure Mühe und Fleiß solche Arbeiten erfordern, mag erwähnt sein, daß ein großer Gürtel (Päk) an 27 000 Cocosscheibchen, aber nur ca. 160 Muschelscheibchen zählt. Auf Ponape trug man früher sehr hübsche farbig gewebte Schärpen, begnügt sich jetzt aber mit Gürteln und Kopfbinden aus Bast, die mit rothen und blauen Wollfäden und Glasperlen benäht und bestickt werden. So schnell geht der eigenthümliche Gewerbefleiß der Eingeborenen im Verkehr mit der Civilisation verloren, und ich freute mich auf Kusaie wenigstens noch einige letzte Reste aus alter Zeit erwerben zu können, darunter Brustzierrathen aus Schildpatt und Armringe aus Abschnitten von Muscheln (Trochus und Conus). Letztere finden sich noch auf Yap, wo man auch Nautilus pompilius als Armschmuck verwendet. Hübsche Armspangen, aus Schildpatt gebogen, werden auf Ruf und Mortlock gefertigt, während die kostbaren Armbänder der Frauen von Palau aus gleichem Material bereits der Vergangenheit angehören. Am theuersten ist der Kilt, d. h. der erste Halswirbel des Dugong (Halicore), ein Armring, der mit Mühe über die Hand gestreift, nicht wieder abgenommen werden kann und nur von palauischen Großen getragen wird, da der Werth nach Rubary 700 bis 1500 Mark beträgt. Der Bußsucht zur Liebe wird nur auf Yap die Nasenscheidewand durchstochen (wie dies früher auf Kusaie geschah), aber man trägt

überall Ohrschmuck, der durch seine Schwere die Ohrläppchen häufig zu einer weiten Schlinge ausdehnt, wie dies namentlich auf den Central-Carolinien (Ruf und Mortlock) der Fall ist. Aber auch kusaiesche Frauen sah ich, getreu der alten Sitte, ganze Pandanus-Blüthenkolben im Ohr tragen, denn überall bilden Blumen einen gewöhnlichen und beliebten Schmuck, der namentlich bei Festlichkeiten nicht fehlen darf. Man trägt dann gewöhnlich Kränze auf dem Kopfe oder schmückt das Haar mit besonderen Binden, Schmucknadeln und Kämmen (zuweilen mit Federn verziert), die hauptsächlich auf Ruf und Mortlock, aber nur für Männer Mode sind. Mit Ausnahme von Ponape läßt man überall und bei beiden Geschlechtern das Kopfhaar lang wachsen und bindet dasselbe in einen Knoten oder chignon-artig zusammen.

Sehr zum Aerger der Mission wird mit großer Zähigkeit an dieser Haartracht festgehalten, noch mehr aber an gelber Farbe, die überall zum begehrtesten Festschmuck gehört und nur auf Kusaie unbekannt war. Da Gelbwurz (Curcuma) nur auf wenigen Inseln gebaut wird, so bildet der daraus bereitete Farbstoff („Taid“ der Central-Carolinier) einen wichtigen Tausch- und Handelsartikel im Verkehr der Insulaner untereinander und es ist erklärlich, wenn die Letzteren den Taid-Verboten der Mission nicht so leicht nachkommen.

Weit mehr im Verschwinden begriffen ist Tätowirung, die überall nur als Körperverzierung dient, in welcher die Bewohner der verschiedenen Inseln eigenthümliche Muster besitzen, die aber zum Theil noch sehr ungenügend oder gar nicht bekannt sind. Auf Kusaie wurde 1880 nicht mehr tätowirt, dagegen konnte ich über den Brauch auf Ponape eingehend berichten. Aber auch hier waren, wie überall, bei Weitem nicht alle Eingeborenen (auch nicht alle Frauen) tätowirt, wie nirgends besondere Rangmuster unterschieden werden. Zuweilen sind selbst große

Häuptlinge kaum tätowirt, wogegen auf Yap selbst Sklaven sich damit verzierern dürfen. Am schönsten sind die Tätowierungsmuster auf Ponape, namentlich der Frauen, aber auch die Bewohner einiger niedrigen Inseln (Ulea, Lamotrek, Mortlock u. a.) haben sehr zierliche und geschmackvolle Hautzeichnungen aufzuweisen, die übrigens beiläufig alle weit hinter den phantastischen farbigen Bildern zurückstehen, mit welchen japanische und Londoner Tätowirkünstler ihre Kunden zu schmücken wissen. Das carolinische Tätowirinstrument besteht aus einer schmalen Platte, meist von Schildpatt, die an der untern Kante mit feinen Kerbzähnen versehen ist, welche sanft in die Haut eingeschlagen werden.

Soweit Einheit der Sprache herrscht, hat sie übrigens nirgends zugleich auch Stammeseinheit geschaffen, ebensowenig wie der Schiffsverkehr, welcher schon von jeher, wenigstens zwischen den Bewohnern der niedrigen Inseln, stattfand und auf den wir noch zurückzukommen haben. Denn gerade die so bedeutende Zersplitterung der Stämme, selbst unter den Bewohnern ein und derselben Insel, sowie die fast überall vorkommende Verschiedenheit der Stände bilden hervorragende Züge des socialen Lebens der Carolinier.

Auf Rufaie und Ponape bestand 1880 noch eine Art Feudalherrschaft der Häuptlinge gegenüber den geringeren Leuten (Hörigen), welche nach Kubary auf Ruf und Mortlock durchaus fehlt, während auf Yap noch Sklaven hinzukommen, die in sehr gedrückten Verhältnissen in besonderen Dörfern leben, aber keineswegs schwer arbeiten müssen.

Die Würde des ersten Häuptlings und deren Angehörigen wird gewöhnlich durch besondere Titel ausgezeichnet, doch ist die Häuptlingsmacht nirgends absolut, und Kubary erzählt einen Fall von Palau, wo der oberste Häuptling oder König (Mibatul) durch seine Unterhäuptlinge förmlich entthront wurde. Als

Nachfolger des Königs gilt gewöhnlich dessen ältester Bruder, der zuweilen durch Mord seine hohe Stellung erringt. Bei den seefahrenden Stämmen der Mortlocks, Hallgruppe u. s. w. sind die Häuptlinge nicht immer zugleich die Flottenführer, sondern dafür wählt man in der Schifffahrt besonders erfahrene Männer, die im Ansehen meist höher stehen als Häuptlinge.

In Folge der Zersplitterung in viele kleine Stämme, die sich meist feindlich gegenüberstehen, fehlt der nöthige innere politische Zusammenschluß zur Bildung einer herrschenden Macht. Doch stehen manche schwächere Stämme oder Inselbewohner zuweilen in gewisser Abhängigkeit und müssen eine Art Tribut entrichten, wie die Bewohner einiger Inseln der Hallgruppe an Ruf, und die von Feis, Uluti und Ngoli (Matelotas) an Yap. Außer dem sogenannten Könige (Tokoscha) gab es 1880 auf Rufaie trotz kaum 200 Bewohnern noch sechs andere Häuptlinge, und auf Ponape fünf durch besondere Titel ausgezeichnete, aber im Range nicht gleichstehende Oberhäuptlinge, die über 22 Stämme herrschten, von denen jeder allerdings weniger als 150 Mitglieder zählte. Auf beiden Inseln herrschte übrigens noch die alte, strenge Etiquette, und auf Rufaie durften Niedere dem Könige nur in gebückter Stellung nahen und mußten leise sprechen, wie dies auch auf Palau der Fall ist. Hier muß selbst der „Handkorb“ des Königs so geehrt werden, als er selbst. Kubary erwähnt von Mortlock 7 Staaten und 16 sociale Stämme, von denen „jeder seine eigene innere Organisation hat“, und auf Yap giebt es 58 Districte unter ebensoviele Häuptlingen. Ganz ebenso verhält es sich auf Palau, nur daß das Stammwesen hier noch mehr zersplittert ist, und daß die Frauen unabhängig von den Männern unter sich eine Regierung mit eigener Gerichtsbarkeit bilden, Verhältnisse, über die Kubary's hogenlange Auseinandersetzungen leider kein klareres Verständniß geben. Denn eigentliche Staaten und Regierungen giebt es auch hier nicht,

sondern es handelt sich nur um Gemeinschaft von befreundeten Dörfern. Uebrigens beweisen Kubary's Mittheilungen, welche häufig in Traditionen und Genealogien ohne allgemeines Interesse übergehen, daß diese Verhältnisse sehr wandelbar sind und in ihren Details heute wahrscheinlich nicht mehr zutreffen. Charakteristisch für Palau sind die Clubs (Kaldebekel) der unverheiratheten Männer, die in besonderen Häusern (Bais) wohnen und unter Führung selbstgewählter Häuptlinge zuweilen auf eigene Faust Krieg führen, d. h. einen Kopf zu erbeuten suchen. Im Fall des Gelingens theilen auch Häuptlinge die allgemeine Bewunderung, umgekehrt muß Strafgeld bezahlt werden.

Die Stellung der Frau ist nicht nur im Familienleben, sondern auch politisch von hervorragender Bedeutung, schon deshalb, weil Rang und somit Stammeshoheit von der Mutter vererben. So stand der älteste Sohn des Königs oder sogenannten Vizekönigs von Rusaie, ein vierzehnjähriger Knabe, höher im Range, als sein Vater, weil seine Mutter eine „Königstochter“ war, und einer der ersten Häuptlinge Palaus, der bereits drei Frauen besaß, heirathete das weibliche Oberhaupt der Landschaft Korror, um dadurch seine politische Macht, aber nicht seinen Reichthum zu vermehren, denn der Mann darf von dem Gelde seiner Frau Nichts nehmen (Kubary). Vier Frauen gelten auf Palau als die höchste Zahl, aber der zweitgrößte Häuptling auf Bonape, der Nanmaraki von Tokoits, besaß deren neun, die ich sämmtlich kennen lernte. Die königlichen Damen waren übrigens sehr geschickt und fleißig im Nähen von Matten aus Streifen von Pandanusblatt und vermehrten dadurch den Reichthum des Hauses. In dieser Richtung ist die Vielweiberei daher von hoher praktischer Bedeutung, zumal wenn noch möglichst viel Kinder dazu kommen, die arbeiten helfen, namentlich Töchter, die überall sehr begehrt sind. Da indeß Mädchen meist mehr oder minder kostspielig zu erwerben sind, so können sich

nur größere Häuptlinge den Luxus mehrerer Frauen gestatten, unter denen übrigens die älteste immer als Hauptfrau gilt. Im auffallenden Gegensatz zu der allgemein üblichen Polygamie „können auf Sonsol Frauen mit Brüdern Polyandrie üben“ (Kubary).

Im Familienleben, soweit von einem solchen die Rede sein kann, bildet die Frau bezw. Mutter übrigens weit mehr den Mittelpunkt als der Vater, der gewöhnlich mit zu dem Stamme seiner Frau zieht, aber im Todesfalle der Letzteren, meist mit Hinterlassung der Kinder, zu seinem Stamme zurückkehrt. Die allgemein herrschende Sitte, daß Ehen zwischen Stammesangehörigen ausgeschlossen sind, scheint der einzige feststehende Artikel des carolinischen Ehegesetzes. Im Uebrigen finden sich auch betreffs Heirathen und Ehe so vielerlei Sagen auf den verschiedenen Inseln, daß sich diese Verhältnisse kaum generalisiren lassen. Allgemein gültig ist der auch sonst weitverbreitete Brauch, für die Braut an deren Angehörige Geschenke zu zahlen, wie solche auf manchen Inseln (z. B. Palau) auch bei der Geburt eines Kindes erfolgen müssen. Die Ehe scheint überall leicht lösbar, indem der Mann die Frau, die ihm nicht mehr zusagt, einfach den Thyrigen zurückschickt, während auf Palau (nach Kubary) auch „die Frau ihren Mann verläßt, wenn sie anderswo ein besseres Ehegeschäft machen kann“. Nicht immer scheint die Ehe nur als Geschäft zu gelten, sondern auch aus wahrer Liebe geschlossen zu werden. So berichtet Logan von einem alten Mann auf Losop, der ein sehr junges Mädchen freite, und als dieses nach kurzer Ehe starb, sich aus Gram darüber tödtete. Auf Palau dürfte dies kaum vorkommen, da hier verheirathete Männer gewöhnlich noch Concubinen halten. Die eheliche Treue der Carolinierinnen wird überall gerühmt und ist erklärlich, da ja Mädchen ihre Jugend genügend genießen können, denn wie überall in Mikronesien sind Tugend und Keuschheit auch auf

den Carolinen fast unbekannt, und so erklärt sich die erschreckende Sittenlosigkeit, welche fast überall herrscht. Ponapesische Große überlassen ihre Töchter gegen Entgelt gern an Fremde, und was Kubary von dem Armengol-Unwesen auf Palau und Yap erzählt, klingt recht nach freier Liebe. So ziehen z. B. sämtliche Mädchen zuweilen nach einem anderen Dorf, um hier längere Zeit mit den dortigen Männern zu leben, wie die Mädchen überhaupt systematisch zur Prostitution erzogen werden. „Schon als unreifem Kinde wird dem Mädchen gelehrt, daß es die Quelle für das Haus werden soll, wie ihre Quelle die Männer“ (Kubary). Und trotz der anscheinend strengsten Sitten, mit denen es auf Mortlock als arger Verstoß gilt, in Gegenwart von Frauen das Wort „Bauch“ oder selbst nur „Lendenschurz“ auszusprechen, pflegen die Mädchen doch freien Umgang mit Männern, die nicht zu ihrem eigenen Stamme gehören. Charakteristisch für Ruf, und wahrscheinlich einzig überhaupt, ist ein besonderes Gerath „Fenai“, das als „Erkennungsstab“ lediglich dem Liebesleben dient. Es ist dies ein langer, runder, dünner Stab (etwa 1,45 m lang), der an dem einen Ende mit erhabener Schnitzerei verziert oder hier in anderer Weise gekennzeichnet ist. Mit einem solchen „Fenai“ schleicht sich der Liebhaber nächtlicher Weise zur Hütte seiner Schönen und steckt denselben an der Stelle durch die Blattwand, wo er weiß, daß seine Geliebte ruht. Letztere erkennt leicht an der Art der Schnitzerei oder Verzierung, welcher ihrer verschiedenen Verehrer draußen sehnlichstvoll harret, und hat also freie Wahl, eventuell Beider Wünsche zu vereinigen.

Raffinirte geschlechtliche Ausschweifungen und Lüste,¹² die sich nicht wiedergeben lassen, bezeugen den hohen Grad von Sinnlichkeit, kommen aber nach Kubary überall vor.

Die vielen Festlichkeiten, welche überall im Leben der Carolinier eine große Rolle spielen und an denen meist beide

Geschlechter Theil nehmen, leisten der Unsitte gewiß viel Vorschub. Wie überall, handelt es sich bei diesen Vergnügungen hauptsächlich um Tanz und Gesang, obwohl diese Bezeichnungen unseren Begriffen eben nicht sonderlich entsprechen. Die Tänze bestehen in der Regel in gleichmäßigen, aber wechselnden Bewegungen der Arme und des Oberkörpers, in Hin- und Herstampfen der Beine u. s. w., wobei gesungen (?), mit den Händen geklatscht oder mit Stöcken der Tact geschlagen wird. Nur auf Ponape besaß man dafür eine Art großer hölzerner Trommeln, in Form einer Sanduhr und an einer Seite mit Fischhaut überspannt (ähnlich den Trommeln der Marshallaner), die mit der Hand geschlagen wurden.

Derselben Insel war ein paddelförmiges Tanzgerath eigenthümlich, dessen geschickte Handhabung die Wirkung des Tanzes erhöht. Manche sogenannten Tänze scheinen übrigens recht indecent, so der „Xuanu“ auf Ruf, „der nur eine Verfühlung des geschlechtlichen Umgangs genannt werden muß, die sich in Bewegungen der Hüften und Beine kundgiebt“ (Kubary). Ähnliche unanständige Tänze kennt man auch auf Yap (und, wie ich selbst beobachtete, auch auf den Marshallinseln).

An Instrumenten ist nur die Nasenflöte auf mehreren Inseln (Ponape bis Palau) bekannt, scheint aber nirgends häufig oder beliebt; ihre leisen Töne verdienen allerdings kaum den Namen Musik. Muscheltrumpeten (aus Tritonium tritonis), die überall erwähnt werden und welche ich selbst noch auf Kusaie erhielt, dienen nicht als Musikinstrument, sondern, wie anderwärts, nur um Signale zu geben. Sie werden deshalb meist von Seefahrern gebraucht, um die Canoes zusammen zu halten, aber auch im Kriege u. dergl., wie hier und da eingeborene Missionare zum Gottesdienste blasen.

Ueber die Religion der Carolinier ist sehr viel geschrieben worden, namentlich von Kubary (Mortlock, Palau), aber diese

Nachrichten sind zum Theil so weitschweifig, verworren und widersprechend, um hier näher auf dieses so schwierige Kapitel einzugehen. Für unsere Zwecke dürfte es genügen, zu erwähnen, daß von Religion bei den Caroliniern nicht die Rede sein kann, daß aber überall Geister- und Aberglauben herrscht und die Ahnenverehrung dabei eine hervorragende Rolle zu spielen scheint. Neben den geringen Geistern des Individuums und der Familie giebt es auch hohe und höchste des Stammes und der Häuptlinge, die zum Theil in gewissen Bäumen, Steinen oder Fischen, zum Theil aber auch in geschnitzten Bildern, meist in Vogelgestalt, eine gewisse Verehrung genießen. Auf Palau giebt es sogar besondere kleine Häuschen oder Opferschreine zur Aufbewahrung solcher Ahnenfiguren, wie man hier bei einem Feste dergleichen Bilder, und zwar auf der Spitze einer hohen Cocospalme, auszustellen pflegt. Hölzerne Masken, nur von Ruf und Mortlock bekannt, über deren Verwendung selbst Kubary keine Auskunft giebt, gehören vielleicht mit in das Gebiet der Ahnenverehrung. Den Verkehr mit den überall gefürchteten Geistern vermitteln hauptsächlich die Häuptlinge, die ja selbst die meiste Anwartschaft haben, dereinst als Geist verehrt resp. gefürchtet zu werden, was zuweilen nach verhältnißmäßig kurzer Zeit geschieht. So stand, wie Kubary erzählt, ein Mann von Tolooas (Ruf) schon zwei Jahre nach seinem Tode als Familiengeist in Ansehen. Nach Miklucho-Maclay giebt es auf Yap eine Art Seher oder Zeichendeuter, die in hohem Ansehen stehen, und dergleichen Leute, welche sich mit Besprechen von Krankheiten, Vorhersagen von Wetter, Ausgang von Seefahrten, Fischzügen u. s. w. beschäftigen, finden sich natürlich überall, ebenso allerlei Talismane und Zauberzeichen. Die Mission hat solche Bräuche ebensowenig auszurotten vermocht, als dies bei uns gelang, und selbst die christlicher Rufaier verehrten 1880 im Stillen noch eine große Malart als Verkörperung der Seele

ihrer Vorfahren und hüteten sich, denselben zu essen. Auch die Fische des Sees Ngardok auf Palau werden als Geister betrachtet und deshalb nicht gegessen.

In gewissem Sinne spielt auch die über die ganze Südsee verbreitete Sitte des „Tabu“ (d. h. Verbot) mit in den Geisterglauben hinein, hat aber außerdem zum Theil auch eine praktische Bedeutung. So dürfen z. B. auf Beschluß der Häuptlinge die Früchte von Cocospalmen und Brotruchtbäumen für gewisse Zeit nicht gepflückt werden, was zur Erholung dieser Bäume gewiß sehr nützlich ist. Aber auch Fischgewässer u. dergl. können unter Tabu gestellt werden, wie gewisse Landstriche. Dies geschieht namentlich auf Mortlock beim Tode eines Häuptlings, und ein solcher Trauer-Tabu (Puanu) kann oft monatelang dauern.

Hinsichtlich der Bestattungsweise scheinen sehr verschiedene Gebräuche zu herrschen. Der Leichnam (in Ruf und Mortlock dick mit Gelbwurz eingeschmiert), wird in Matten eingeschnürt und (möglichst spät) begraben (Ponape, Mortlock), unter den Steinplatten vor dem Hause (Palau) oder ins Meer versenkt (Ruf- und Hallgruppe). Auf Mortlock errichtet man über dem Grabe ein kleines Haus in Form eines großen Hauses und auf Yap einen stufenförmigen Steinbau, wie solche in ähnlicher Weise (aus Korallensteinen) von der kleinen Insel Ngatik (bei Ponape) und Bunai nachgewiesen wurden.

Auch die Riesenmauern aus Basalt auf Kusaie und Ponape (Kubary's sogenannte „Königsgräber“) sind zum Theil wahrscheinlich zum Andenken hoher Häuptlinge gebaut, die vielleicht darunter begraben liegen, aber der größere Theil dieser Mauern waren Wälle von Befestigungen oder Wohnstätten. In den jetzt leeren, von gewaltigen Mauern umschlossenen Höfen auf Lälla (Kusaie) standen zu Kittlik's Zeiten (1827) noch Häuser, „die Höfe theilten sich in kleinere, und ein solcher durch Mauern

von der übrigen Welt geschiedener Hof bildete gleichsam eine Stadt im Kleinen“ (Kittlich). Ähnlichen Zwecken haben die Riesenbauten von Nautauatsch bei Metalanim auf Ponape gedient, die schon längst unbewohnt sind und deshalb, indess nicht ganz zutreffend, als „Ruinen“ bezeichnet werden. Diese bewunderungswerthen Bauten sind wiederholt auch von mir¹² so eingehend beschrieben worden, daß ich mich hier kurz fassen kann. Die Mauern stimmen in der Hauptsache mit denen auf Rusaie überein, indem sie aus Basalt (meist säulenförmig) aufgeschichtet sind und viereckige Höfe bilden, aber sie ruhen außerdem auf Fundamenten (aus Basalt oder Korallgestein), die gleichsam künstliche Inseln darstellen und auf dem Außenriff erbaut sind. Nautauatsch zählt an achtzig solcher Inseln, die sich zum Theil sehr regelmäßig über einen Flächenraum von 41 ha in der Weise vertheilen, daß zwischen den Inseln Kanäle freibleiben, die bei Hochwasser noch heute für Canoes befahrbar sind. Diese Inselstadt, ein Venedig im Kleinen, war daher einst eine uneinnehmbare Festung, wie sie sich nirgends in der Südpazifik mehr findet und die jedenfalls zu den staunenswerthesten Bauwerken von Naturvölkern der Steinzeit gehört. Manche der holzstoßartig aus Säulenbasalt aufgeschichteten Mauern sind an 3 m dick und 10 m hoch, während einzelne der sechs- bis siebenseitigen Columnen eine Länge von 6 m haben und (nach Kubary) bis 7612 (!) Pfund wiegen. Dieses Material mußte an 14 km weit zu Wasser herbeigeschafft werden, eine Leistungsfähigkeit der einstigen Eingeborenen, die fast noch mehr Bewunderung verdient, als die Bauten selbst.

Ganz anderer Art sind die Steinbauten, welche sich auf den Marianen (Tinian) in Form von Säulen und Pfeilern finden, die einst Bestandtheile von Chamorrohäusern waren.

Der Trieb zu Steinbauten hat sich übrigens bei den Bewohnern der meisten hohen Inseln (die ja Material in Hülle

und Fülle dafür besitzen) noch heute erhalten. So waren auf Rusaie die meisten Gärten und Erhöhungen mit Steinmauern eingefriedigt, wie die mit Steinplatten belegten Wege, und gleiche Bauten finden sich auf Yap und Palau, wo man außerdem an der Seeseite oft hohe, große Steindämme baut, welche als Landungsplatz dienen.

Die Häuser der heutigen Ponapesen sind zum Theil ebenfalls Steinbauten, indem sich die Wohnhäuser auf einem mannshohen massiven Unterbau von Steinen erheben, während bei den großen Canoehäusern (zugleich Gemeindehäuser) nur die Wände aus Steinmauern bestehen. Auch die Häuser auf Yap haben einen steinernen Unterbau, sind aber im Uebrigen sehr eigenthümlich sechseckig, wie fast alle Inseln oder Inselgruppen einen besonderen Baustyl aufweisen. So zeichnet sich der von Rusaie durch einen hohen, spitzen, abgeschragten Giebel und die sattelförmig eingebogene First aus, während die Häuser auf Palau auf niedrigen Pfählen stehen und mit Malerei, zum Theil mit Schnitzwerk, reich verziert sind. Hier wie auf Yap besitzt jedes Dorf noch besondere große Häuser („Bai“) für die unverheiratheten männlichen Clabmitglieder und deren betreffenden Matressen (Armengol); doch verkehren in diesen Häusern auch verheirathete Männer, wie sie auch zum Empfang und zur Unterkunft von Gästen dienen. Am einfachsten sind die Häuser der Atollbewohner (Mortlock, Ruf u. s. w.), die nur aus großen, auf die Erde gesetzten Dächern bestehen, die zuweilen aber auch auf niedrigen Seitenwänden ruhen. Auch auf den niedrigen Inseln giebt es besondere Gemeindehäuser, in der Bauart ganz wie die gewöhnlichen, aber ansehnlich größer, die nur von Männern benutzt werden dürfen, in denen man aber auch die großen Canoes aufbewahrt. Ueberall finden sich auch besondere Frauenhäuser, meist nur kleine Hütten, als Aufenthaltsort der Frauen während der Menstruationszeit. Erwähnt mag hier noch sein,

daß die Holztheile, welche das Gerippe eines Hauses bilden, namentlich das Balken- und Sparrenwerk des oft sehr hohen Daches, überall nur mit ziemlich dünnen Stricken aus Cocosfaser zusammengebunden sind, wie zur Dachbedeckung vorzugsweise Pandanusblatt, seltener Palmenblätter verwendet werden. Obwohl die früheren Beile mit Muschelhinge jetzt längst außer Gebrauch und überall durch eiserne ersetzt sind, gehören die Bauten doch immerhin zu den hervorragendsten Arbeiten des Eingeboreneneiflusses und verdienen hohe Anerkennung.

Hausrath ist erklärlicherweise nur sehr wenig vorhanden und besteht hauptsächlich in Körben und allerlei Sitz- und Schlafmatten, die aus Pandanusblatt meist geflochten werden (auf Kusaie und Ponape auch zusammengenäht) und die je nach den Inseln eine Reihe sehr verschiedener Typen in zum Theil trefflichen, auch gemusterten Handarbeiten aufweisen. Zum Aufbewahren von allerlei Habseligkeiten (namentlich des so werthvollen Gelbwurzpulvers) verfertigt man auf einigen Inseln (Kuf, Mortlock, Kukuor, Palau, Sonso) aus Brotfruchtbaumholz auch verschiedene Arten Deckelkisten oder Truhen, oft von ansehnlicher Größe, die mit zu den bemerkenswerthesten carolinischen Eingeborenen-Arbeiten gehören.

Wie alle Südsee-Inulaner, sind auch die Carolinier vorherrschend Vegetarianer und betreiben in Folge dessen einen geordneten Landbau, soweit sich dafür überhaupt geeigneter Boden findet. Für die Bewohner der hohen Inseln bildet diese Agrikultur die Hauptthätigkeit, an welcher sich Alle, auch die Häuptlinge und deren Familien, betheiligen. Auf Kusaie besaßen die kleinen Gemeinden gemeinschaftliche, mit Steinmauern eingefasste Pflanzungen, welche wiederum nach den einzelnen Familien eingetheilt waren, wie dies in ähnlicher Weise überall geschieht.

Die wichtigsten, zeitweise fast einzigen Nahrungsmittel der meisten Carolinier sind Taro (*Caladium esculentum*) und Brot-

frucht, die in zahlreichen, durch eigene Namen unterschiedene Abarten kultivirt werden. Die übrigens nirgends im Ueberfluß vorhandene Cocospalme ist für die Ernährung der Atollbewohner am wichtigsten. So sind nach Kubary die Mortlocker neun Monate des Jahres auf Cocosnüsse angewiesen, obwohl hier auch Taro angebaut wird. Kittlig spricht schon voll Bewunderung von den künstlichen Bewässerungsanlagen (mittels aufgefangenen Regenwassers) auf Lufunor, und nach Kubary werden auf Mortlock und Kuf die mit Mangrove gesäumten sumpfigen Uferstriche mit Laub und Erde ausgefüllt und so zu Kulturen für Taro gewonnen, die man in gleicher Weise auch auf Palau künstlich herstellt. Auf den hohen Inseln der Kufgruppe baut man auch Landtaro, für welchen aber nur die Abhänge der Berge und der Sandgürtel des Strandes beschränkte Gelegenheit bieten. Taro, eine knollenartige, mehligte Wurzel, die im Geschmack an Kartoffeln erinnert, und Brotfrucht werden übrigens nicht nur frisch geröstet gegessen, sondern man versteht daraus auch eine Art Teig zu bereiten, der sich monatelang hält. Bananen, die namentlich auf den hohen Inseln vorzüglich gedeihen, bilden nirgends eine alltägliche Nahrung, noch weniger Zuckerrohr, das auf einigen Inseln in beschränkter Weise kultivirt wird. Die Früchte des überall wild wachsenden Schraubenbaumes (*Pandanus*), welche in der Ernährung der Marshallaner und Gilberts so wichtig sind, werden von den Caroliniern kaum benutzt.

Sams (*Dioscorea*) scheint nur auf Ponape vorzukommen, ist aber auf Yap und Mortlock durch Weiße eingeführt worden, wie der Melonenbaum (*Carvica*), der sich überall findet, Wassermelonen und Kürbisse (auf Kuf), Ananas (auf Kusaie und Ponape), Feigen (Kusaie), Früchte, die übrigens überall nur von nebensächlicher Bedeutung sind. Auf einigen Inseln (z. B. Kusaie) findet sich eine wild wachsende, aber kaum genießbare

Orangenart, wie auf Palau Ananas wild wächst, aber Nichts taugt.

Uebrigens mag erwähnt sein, daß trotz der anscheinenden Fülle von Ernährungsmitteln zuweilen Nahrungsmangel, ja Hungersnoth in Folge von Mißernten vorkommen. So vernichtete im Jahre 1891 ein Orkan sämtliche Plantagen auf Kusaie, und die Mission auf Ruf hatte wiederholt mit eingeführten Lebensmitteln für ihre Kirchenleute zu sorgen, um sie vor dem Verhungern zu bewahren.

Fischerei wird zwar auf verschiedene Weise (mit Netzen, Reusen, Fischwehren, Fischspeeren und europäischen Angelhaken) überall betrieben, liefert aber nur gelegentlich eine reiche Beute. Dies gilt namentlich für gewisse, periodisch in Schwärmen erscheinende Fischarten (meist Makrelen), die dann, auf das leichte Wasser des Riffs getrieben, hier eingekreist und gefangen werden, was dann allemal ein Freudenfest für die betreffenden Dorfbewohner bedeutet. Im Uebrigen begnügt man sich mit der täglichen Rifflese, die in den bei Ebbe zurückgebliebenen Tümpeln immer einige kleine Fische, außerdem allerlei Schalthiere und Crustaceen liefert, die als Zukost überall sehr beliebt sind. Kubary bewirthete mich einst mit zehn verschiedenen Arten Bivalven, unter denen Austern leider nicht vertreten waren.

Außer Fischen kommt Fleisch kaum in Betracht. Schweine werden auf Yap, Kusaie und Ponape nur bei Festlichkeiten aufgetischt, wie auf letzterer Insel namentlich auch Hunde sehr als Leckerbissen gelten und zu kulinarischen Zwecken gezogen und eigens gemästet werden. Auf Palau wird gelegentlich ein Dugong (Halicorn) gefangen (in Netzen), und Schildkröten sind ebenfalls überall selten, so daß das Fleisch der Letzteren meist nur Häuptlingen zukommt. Das einzige nennenswerthe Vogelwild: verwilderte Hühner und Fruchttauben, werden nur auf

gewissen Inseln gegessen und sind schon wegen der großen Scheuheit schwierig zu erbeuten.

Unter den Reizmitteln ist Tabak, der auf Yap und Palau schon vor Ankunft von Weißen kultivirt wurde, überall bei beiden Geschlechtern beliebt und bildet einen wichtigen Tauschartikel im Verkehr mit Weißen, welchen die Bewohner Ulutis schon 1828 von den Senjabin-Reisenden beehrten. Man raucht den kleingeschnittenen Tabak, meist in einem Stück Bananenblatt als Decker, in Form von Cigarretten, doch bilden auch Thonpfeifen einen Tauschartikel.

Im Westen (Palau, Yap) ist man Betel (d. h. die Frucht der Arecapalme mit Pfefferblättern und pulverisirtem Kalk), eine Sitte, die sich von hier aus auch nach Uluti und Ulea verbreitete, während man Kawa nur auf Ponape trinkt (wie früher auch auf Kusaie). Im Gegensatz zu Ost-Oceanien (Polynesien) wird die Kawawurzel aber nicht gekaut (und in ein Gefäß gespuckt), sondern man stampft die ganze Pflanze und begießt den Brei mit Wasser. Die übel aussehende und schmeckende Flüssigkeit gilt aber als hoher Genuß, den sich nur Große gelegentlich leisten können und den ich durch Güte des Manmarki von Tokovits kennen lernte. Derselbe hohe Herr bewirthete mich auch mit selbstgebranntem „Palm Schnaps“, aus dem Blüthen-saft der Cocospalme bereitet, ein Berausungsmittel, das glücklicherweise sonst nirgends bekannt ist. Dies gilt auch für den berühmten „sauren Toddy“, d. h. fermentirten Palm-saft, welcher vielerwärts in der Südsee als Surrogat für Schnaps von Eingeborenen (und gewissen Weißen) gern getrunken wird. Dagegen kocht man auf mehreren Inseln (Yap, Palau, Ponape) solchen Blüthen-saft zu Syrup ein, der, mit Wasser vermischt, ein beliebtes Getränk bildet, aus dem aber auch verschiedene Süßigkeiten bereitet werden, die namentlich auf Palau einen Tauschartikel bilden.

Die Kochkunst, in welcher übrigens beide Geschlechter erfahren sind, bietet trotz weniger Grundstoffe und Zuthaten (unter denen Salz und Gewürze ganz fehlen) doch allerlei Abwechslung, und gemischte Speisen aus Brotfrucht, Bananen und Cocosnuß fand ich selbst ganz schmackhaft.

Mit Ausnahme von Palau und Ruk, wo man noch früher Töpfe anzufertigen verstand, wird überall die Nahrung (vegetabilische und mineralische), in Blätter gehüllt, zwischen heißen Steinen gar gemacht, eine weit verbreitete Manier, die aber durch eingeführte Töpfe mehr und mehr verschwindet.

Unter dem wenigen Küchengeräth verdienen verschiedene Arten hölzerner Schüsseln und die zierlichen Schaalen und Näpfehen aus Schildpatt (auf Palau) erwähnt zu werden. Auf Rusaie und Palau verfertigte man früher auch sehr sauber gearbeitete Stampfer aus Basalt, auf Ruk solche aus Corallfels, die mit zu den besten Steingeräthschaften der Steinzeit gehören.

Wenn die Leistungen der Carolinier im Bau von Häusern zum Theil ganz erstaunliche sind, so gilt dies in noch höherem Maaße hinsichtlich der Anfertigung ihrer Fahrzeuge, mit deren Hülfe die Inselbewohner allein in Verkehr treten konnten und die im Leben derselben daher eine bedeutungsvolle Rolle spielen. Da auch die besten Beschreibungen ohne Abbildungen keine einigermaßen klare Vorstellung zu geben vermögen, so muß ich mich hier auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken, welche wenigstens zeigen werden, daß ein Canoe den üblichen Begriffen von Schiffen, Booten oder selbst Rähnen wenig entspricht. Wie überall, bildet ein künstlich ausgehöhlter Baumstamm den Haupttheil oder Schiffscumpf, der aber im Vergleich zur Länge stets unverhältnißmäßig schmal ist, denn beispielsweise beträgt die Breite eines 6 m langen Canoes nur 60 bis 70 cm. Um nun einen solchen Baumstamm überhaupt als Fahrzeug geschickt zu machen, wird ein sogenannter Ausleger angebracht, dessen Haupt-

theil in einem mit dem Schiffskörper parallel laufenden Schwimmbalken besteht, der durch mehr oder minder weit vorragende Querstangen mit dem Schiffskörper verbunden ist, übrigens vor eventuellem Umschlagen des Fahrzeuges keineswegs sichert.

Je nach den Localitäten oder der Größe der Fahrzeuge ist der Ausleger in verschiedener Weise construirt, fehlt aber selbst an kleinen Canoes nicht. Stämme des Brotfruchtbaumes werden am liebsten zu Canoes verarbeitet; doch findet sich nicht überall passendes Material, und die Yaper zimmern deshalb ihre großen Fahrzeuge auf Palau. Die Größe der Canoes ist natürlich sehr verschieden und überall giebt es kleine und große Fahrzeuge; so erwähnt Lütke solche von Lufunor, die nur eine Person tragen, während nach Kubary manche Fahrzeuge der Palauer bis 20 m lang und mit vierzig Ruderern bemannt sind. Alle diese Ruder-canoes dienen natürlich nur dem Localverkehr, und da die Rusaier z. B. selten über die Lagune und Kanäle des Barriereriffes hinauskommen, so fehlt ihren Canoes auch das sonst allgemein übliche Segel. Das Letztere ist meist sehr groß, dreieckig, aus Streifen von Mattengeflecht (aus Pandanusblatt) zusammengenäht, wird mit zwei winkelig gegeneinander befestigten Stangen ausgespannt und ist an einem Mast befestigt. Die Hantirung dieses Segelgeschirrs ist ziemlich umständlich, da beim Wenden Mast wie Segel an den entgegengesetzten Bug getragen und hier (in Raben) eingefest werden müssen. Eigenthümlich ist es, daß die Segelecanoes von Ponape früher mastlos waren; aber diese Insulaner sind keine Seefahrer und segeln nur nach Andema oder Pafin (10 resp. 18 Seemeilen), selten bis Ngatit (60 Seemeilen). Auch die Palauer unternehmen keine weiten Seereisen, wofür alle diese aus nur einem Baumstamm bestehenden Canoes überhaupt ungeeignet sind. Das eigentliche Hochseeanu repräsentirt daher einen anderen Typus von Fahrzeugen, die nicht immer größer, aber ansehnlich höher sind,

indem man dem ausgehöhlten Baumstamm, der nur als Kielstück dient, Seitentheile oder Bugstücke aufsetzt, die mittelst Stricken durch Bohrlöcher festgebunden und kalktert werden. Zugleich erhalten diese Fahrzeuge ein stärkeres Auslegergeschirr und mittschiffs eine Plattform, welche als Deck dient und auf welcher zuweilen eine kleine Hütte für die nothdürftigste Unterkunft errichtet ist.

Dieser Typus des Hochseecanoes, der im Allgemeinen mit dem früheren der Marianer und heutigen der Marshallaner übereinstimmt, ist, mit geringen localen Abweichungen, über den größten Theil der Carolinen (Mortlock, Kuk, Hall, Feis, Ulea, Uluti u. s. w.) westlich bis Jap verbreitet. Denn die Bewohner dieser Inseln, also vorzugsweise die der Atolle, sind die eigentlichen Seefahrer der Carolinen, deren Leistungen übrigens meist sehr übertrieben gerühmt werden. Wenn Chamisso, nach seinem Gewährsmann Kadu, die Carolinier westwärts bis nach den Philippinen (ca. 1200 Seemeilen), ostwärts sogar bis nach den Marshall's (an 1700 Seemeilen) fahren läßt, so handelt es sich eben um unfreiwillige Reisen Verschlagener, zu denen ja auch Kadu gehörte, der auf diese Weise von Ulea nach Nur (Marshall's) gelangte. So wurden Eingeborene von Jap nach Ebon (Marshall's) verschlagen (1800 Seemeilen), und ähnliche beglaubigte Fälle ließen sich noch eine ganze Reihe anführen. Sicher ist, daß die Bewohner gewisser Carolineninseln von jeher Fahrten nach Guam (Waghäl) unternahmen, ein Verkehr, der mit der Unterdrückung resp. Vernichtung der Marianer durch die Spanier sein Ende fand und erst 1788 durch unternehmende Seefahrer von Ulea zuerst wieder aufgenommen wurde. Da man in der Heimath von dieser, leider verunglückten, kleinen Flotte nie wieder Etwas hörte, so wurden die weiteren Fahrten abermals aufgegeben, und zwar bis zum Jahre 1804, in welchem die Carolinier einer Einladung des spanischen Gouverneurs Don

Louis de Torres nach Guam folgten, um sich hier bald nützlich zu machen. Bei den kläglichen Verhältnissen der spanischen Verwaltung, die nicht einmal Fahrzeuge besaß, war es daher wichtig, daß wenigstens durch Canoes zwischen Guam über Rota und Tinian bis Saipan ein gewisser Verkehr unterhalten wurde, und dafür nahm man Carolinier förmlich in Dienst, wie andererseits carolinische Canoes ein begehrter Tauschartikel waren. An den Fahrten nach Guam theiligten sich übrigens hauptsächlich nur Bewohner der Inseln Ulea, Faraulep, Lamotrek und Sul (Poloat), die sich mit ihren Kanus auf West-Faju sammelten und dann in gemeinschaftlicher Flotte in circa acht Tagen bis Guam segelten, eine Distanz von circa 300 Seemeilen. Wenn die Hin- und Rückreise auch mit geschickter Benutzung der betreffenden Monjune geschah, so verdienen diese Leistungen doch die höchste Anerkennung, um so mehr, da diese Seefahrer kein einziges nautisches Hilfsmittel besaßen und sich nur nach gewissen Sternen richteten. Dabei sind auch die besten Canoes immerhin doch nur primitive Fahrzeuge, deren Benutzung große Geschicklichkeit erfordert. Häufig hebt sich der Schwimmbalken bedenklich aus dem Wasser, so daß immer ein paar Mann auf den Querstangen beschäftigt sind, um den Ausleger nach Bedürfnis niederzudrücken, während Andere fortwährend ausschöpfen müssen. Uebrigens mag hier erwähnt sein, daß Weiße unter viel ungünstigeren Verhältnissen bedeutend weitere Seereisen machten. So segelten die Schiffbrüchigen eines hawaiischen Walfängers 1843 auf einem selbstgebauten Floß von Bordelaise-Insel (bei Ponape) nach Guam (mehr als 600 Seemeilen).

Seit 1873 haben diese Guamsfahrten der Carolinier (nach Kubary) ganz aufgehört und es findet nur noch ein interinsulärer Verkehr statt. Dabei kommen indeß nur Reisen von weniger als 100 Seemeilen in Betracht, da die Fahrzeuge meist zwischenliegende Inseln anlaufen, ehe sie das Hauptziel erreichen. So

legen die Mortlocker auf der Fahrt nach Ruk (140 Seemeilen), Namoluk, Losop und Nema an und die Yaper segeln über Ngoli (Dnolu, 65 Seemeilen) nach Palau (95 Seemeilen). Alle diese Seefahrten geschehen des Tauschhandels wegen, der allerlei Erzeugnisse von einer Insel zur anderen vertreibt, so daß z. B. Schmuckfachen von Ruk bis nach Yap gelangen. Die hauptsächlichsten Tauschartikel sind gewebte Zeugstoffe, Mattensegel, Stricke, Fischleinen, Hibiscusfaser, Holzgefäße, Schildpatt und Gegenstände daraus, wie anderer Schmuck, namentlich Spondylusschelchen (von Namoluk und Mortlock), vor Allem aber überall das so hoch geschätzte Gelbwurzpulver (Curcuma). Wie bereits erwähnt, wird Gelbwurz nur auf wenigen Inseln gebaut, namentlich Yap und Ruk, die daher Hauptcentren des Tauschhandels bilden. So reisen die Bewohner von Ulea, Uluti und Ngoli nach Yap, während die der Hall-Inseln, Mortlocks, von Nema, Losop und Suk regelmäßig Ruk besuchen. Die Nukuorer, welche ebenfalls Gelbwurzpulver erzeugen und damit früher bis Ruk handelten, haben in Folge des Rückganges der Bevölkerung diese Fahrten schon längst aufgegeben, denn Kubary zählte 1877 hier 80 gute Fahrzeuge, aber nur 124 Eingeborene. Am betriebfamsten und zugleich die besten Seefahrer sind jedenfalls die Bewohner von Suk (Pulsuk oder Poloot), welche ihre Waaren (früher hauptsächlich die auf Guam eingetauschten Messer und Aexte) ostwärts bis Ruk, westwärts bis Ulea vertreiben. Unberührt von diesem Handelsverkehr sind und waren die östlichen Inseln Kusaie und Ponape, die kein Gelbwurzpulver erzeugen, da auf letzterer Insel Curcuma zwar angebaut, aber nur frisch verbraucht wird.

Außer den vorher erwähnten, sehr verschiedenen Erzeugnissen des Gewerfleißes, welche als Verkehrsmittel unserem Gelde entsprechen, wie dies beziehentlich auch für Bodenproducte (Taro, Cocosnüsse) gilt, besitzen Yap und Palau auch besondere

Geldsorten, und zwar der eigenthümlichsten Art. Das „Fé“ der Yaper besteht nämlich aus flachen, runden, in der Mitte durchbohrten Steinen, in der Form eines Mühlsteines, die nach Miklucho-Maclay 1 bis 7 Fuß Durchmesser und ein Gewicht bis zu mehreren Tausend Pfund haben. Es ist daher wohl nur Versehen, wenn Kubary von 18 Fuß (!) Durchmesser spricht, denn solche Stücke würden bei der enormen Schwere für die Hilfsmittel der Eingeborenen ja gar nicht transportirbar sein. Dieses Fé wird nämlich von Yapern auf Palau gearbeitet, wo sich allein das Rohmaterial, ein feinkörniger Kalkstein (Aragonit) findet, und in mühsamer und gefährlicher Weise auf Canoes nach ihrer Heimath geschafft. Wenigstens war dies früher der Fall, denn seit ein paar Decennien besorgen meist fremde Fahrzeuge diesen Transport und zugleich die Ueberfahrt der Yaper, von denen Kubary 1882 auf Korror (Palau) 400 Mann mit Steingelddbrechen beschäftigt fand.

Als Kleingeld dienen übrigens auf Yap Perlschalen, die bei der Seltenheit dieser Muscheln meist durch fremde Händler von Singapore eingeführt werden.

Im Gegensatz zu den unhandlichen Steinklumpen auf Yap besitzen die Palauer in dem „Mudouth“ (oder Mudou) ein für den Verkehr bequemes Geld, dessen Herkunft unbekannt und daher mit Sagen und Mythe umwoben ist. Aber diese Mudouths sind nichts Anderes als sehr verschieden geformte, zum Theil geschliffene, ein- bis mehrfarbige alte Emailglasperlen, zum Theil längliche, wenig bearbeitete, aber fast ausnahmslos durchbohrte Stücke von Emailglas, die wahrscheinlich irgend woher aus Asien herkommen. Denn in gewissen Gebieten des malayischen Archipels werden ähnliche Glasperlen noch heute sehr hoch geschätzt, ebenso in Westafrika, und schließlich kennt man prähistorische Emailperlen aus deutschen Hüenengräbern. Die Mudouths sind daher zweifellos eingeführt und keineswegs „in

der Erde gefundene, ausgebrannte Erden oder Emaillen, die von den Eingeborenen geschliffen resp. gearbeitet wurden," eine irrtümliche Annahme Kubary's, die leider bereits kritiklos nachgeschrieben wurde.

Da kaum zwei dieser, übrigens nur in beschränkter Menge vorhandenen Glasperlen vollkommen gleich sind, so werden natürlich unzählige Sorten „Geld“ von sehr verschiedenem Werthe unterschieden, und nach Kubary „gibt es nur wenige Palauer, die aus eigener Anschauung auch nur den sechsten Theil der sämtlichen Geldsorten kennen.“ Für unsere Zwecke wird es daher genügen, anzuführen, daß nur kleinere, unansehnliche oder zerbrochene Stücke als Kleingeld im Verkehr cursiren, während die besseren „Audouth“ (als „Staatsschatz oder Kronjuwelen“) in Familien- oder Stammesbesitz sind und, durch besondere Namen unterschieden, zum Theil als Unica überhaupt unverkäuflich und unbezahlbar sind. Wenn daher Kubary den Werth des „Moriur“, des Kohinor im Schatz des Abatul (Königs) von Korror, zu 15000 Mark angiebt, so ist dies natürlich rein imaginär, denn in baar hat ganz Palau nicht so viel Geld aufzuweisen. Durch Güte von Kubary besitze ich einen „Kalebukub“, d. h. eine Mosaikglasperle der Klasse des „politischen Rupaak oder Häuptlingsgeldes“, welcher angeblich einen Werth von 80 bis 100 Dollars besitzt und wofür man auf Palau unter Umständen 4000 Stück Taro erwerben oder Buße für den Todtschlag von „zehn gewöhnlichen Menschenkindern oder mindestens zwei Königen“ entrichten könnte.

Schließlich mag noch erwähnt sein, daß auf Kusaie, Ponape, Mortlock und Ruf 1880 bereits Silbergeld, und zwar chilenische Dollars, auch von Eingeborenen gekannt und begehrt war.

Wie bereits erwähnt, waren es spanische Jesuiten, welche 1710 (auf Sonjol) und 1731 (auf Mlogmog) die ersten Christianisierungsversuche wagten, dabei aber nur die Märtyrer-

frone errangen. Erst gegen die Mitte dieses Jahrhunderts wurde das Befehrungswerk Seitens der amerikanischen protestantischen Missionsgesellschaft (American Board of Commissioners for Foreign Missions) in Honolulu wieder aufgenommen, wozu hauptsächlich die günstigen Berichte von Walfänger-Capitainen über Kusaie und Ponape ermutigten. Auf beiden Inseln standen die Eingeborenen bereits in friedlichem Verkehr mit Weißen, und manche verstanden sogar etwas Englisch, Verhältnisse, die einer Niederlassung sehr zu statten kamen. Im Jahre 1852 wurden daher auf Kusaie, wie Ponape, die ersten Missionsstationen errichtet, denen 1872 solche auf den benachbarten Inseln Mokil, Pingelap und Ngatit, 1873 auf Mortlock und 1879 auf Ruf folgten. Nach den neuesten statistischen Angaben von Paul Langhans giebt es gegenwärtig auf den genannten Inseln etliche 20 Stationen, 7500 Christen, davon 2500 Kirchenmitglieder und 1750 Schüler, Zahlen, die der erfolgreichen Thätigkeit gewiß das beste Zeugniß ausstellen, indeß immer schwankend bleiben, wie die Jahresberichte der Mission am besten beweisen. Gewöhnlich pflegt in der ersten Zeit eine lebhaftere Betheiligung stattzufinden, worauf in der Regel ein Rückschlag erfolgt, wie auch später noch immer Befehnte abfallen. So galt das kleine Mokil mit circa 100 Einwohnern als völlig christianisirt, besitzt jetzt aber nur 36 Kirchenmitglieder und Kusaie nur 95. Solche Rückfälle sind übrigens erklärlich, denn es wird den Eingeborenen nicht leicht, ureigen-thümliche Gebräuche, wie das Bemalen mit gelber Farbe und Tragen langen Haars, aufzugeben, und das „Rauchverbot“ der amerikanischen Mission würde auch bei uns auf heftigen Widerstand stoßen.

Im Missionswerk sind jetzt, außer 6 weißen Missionaren und Lehrerinnen, 42 farbige Prediger und Lehrer thätig, meist Eingeborene von Hawaii und Ponape, welchen Letzteren, als

den eigentlichen Pionieren, ein wesentlicher Antheil an den erungenen Erfolgen und dafür volle Anerkennung gebührt. Außer dem Missionsdampfer „Morning Star“, welcher den Verkehr mit Honolulu und den Zwischengebieten (Gilberts, Marshalls) vermittelt, besitzt die Mission noch einen Schoner zum interinsularen Dienst der Carolinen, hauptsächlich zwischen Ruck und Mortlock, der deshalb in ehrender Pietät nach dem verdienstvollen Missionar jener Gruppen den Namen „Robert W. Logan“ erhielt.

Den unheilvollen Einfluß der spanischen Besitzergreifung hat namentlich die Mission mit am schwersten empfunden, da dadurch ihre mühevoll und angestrenzte Arbeit von 35 Jahren auf Ponape vollständig vernichtet wurde. Bekanntlich kam es hier in Folge der Bedrückungen der Spanier bald zu Unruhen, die angeblich durch die Missionare angestiftet sein sollten. Auf Grund dieser falschen Denunciationen (leider durch gehässige Weiße) wurde Pastor Doane als Gefangener nach Manila abgeführt und im Verlauf des Krieges die Missionsstationen völlig zerstört. Dafür hat die spanische Regierung später freilich Schadenersatz leisten müssen, aber die evangelische Mission ist seit 1891 von Ponape verbannt geblieben und in Folge dessen sind viele Bekehrte abgefallen, sofern sie nicht von der katholischen Gegenmission gewonnen wurden. Die letztere hat sich außer auf Ponape auch auf Yap festgesetzt und arbeitet mit sechs Padres und neun Laienbrüdern. Auf den Marianen sind alle Eingeborenen, wenigstens nominell, gute katholische Christen, aber die zum Theil gewaltsame Bekehrung trägt einen großen Theil der Schuld an der Ausrottung der Chamorro. Bald nach der Niederlassung der Spanier im Jahre 1688 wußte der energische Vater San Vittore von 13000 Getauften zu berichten, die indeß das Kirchenjoch abzuschütteln versuchten, und daraus entspannen sich jene blutigen Kämpfe, welche mit der völligen Vernichtung der Eingeborenen endeten.

Abgesehen von den Hauptzielen der Verbreitung von Christenthum und Civilisation mußte die Mission aber auch überall in Tauschverkehr mit den Eingeborenen treten, die einerseits in Waaren bezahlt wurden, wie sie andererseits ihre Beiträge als Kirchenmitglieder in Landesproducten entrichteten. Dies führte meist da zu Mißhelligkeiten, wo Mission und Handel an einem Plage vertreten waren, denn die Händler glaubten sich gewöhnlich benachtheiligt und arbeiteten den Bestrebungen der Mission häufig absichtlich entgegen. Außerdem brachte der Handel Schnaps, Waffen, als Hauptartikel den von der Mission verpönten Tabak und enthielt, wenigstens in der ersten Zeit, unter seinen Agenten, den Kleinhändlern oder sogenannten „Tradern“, eine Menge bedenklicher Elemente, die für die Eingeborenen nicht sonderlich als Vorbild dienen konnten. Zu dieser Kategorie von Trägern der Civilisation ist auch der größere Theil des Schiffsvolkes zu rechnen, welches längst vor der Zeit permanenter Niederlassungen in der Südsee verkehrte, und wovon gelegentlich einzelne Vertreter, meist desertirte Matrosen, sich unter den Insulanern niederließen. Auch für die Carolinen sind mehrere derartige Fälle beglaubigt, die bis zum Jahre 1793 zurückführen. So wurde Lamotrek nach einem schwedischen Matrosen auch „Schwedeninsel“ benannt, und als Lütke 1828 Ponape entdeckte, aber nicht betrat, hatte dort bereits längere Zeit der amerikanische Matrose O'Connell gelebt, der sogar seine Erlebnisse in einem Buche beschrieb, das mit zu den größten bibliographischen Seltenheiten gehört. Zu Anfang dieses Jahrhunderts besuchten Walfänger die Carolinen, erst vereinzelt, nach und nach zahlreicher, so daß in den fünfziger Jahren zuweilen 15 solcher Schiffe im Lällahafen von Rusaie lagen, und im Hafen von Roankiti auf Ponape sprachen in der Zeit des Nordostpassats (November bis April) 50 bis 60 Walfschiffe vor, um Wasser, Brennholz und Proviant (hauptsächlich Taro und Schweine) einzunehmen.

Dieser Handel wurde meist von weggelaufenen Matrosen betrieben, die durch denselben wiederum die Eingeborenen mit Feuerwaffen und „Feuerwasser“ versorgten.

Eine weitere Anziehung für fremde Seefahrer waren andere, kleine Seethiere, Holothurien oder Seewalzen, die getrocknet unter dem Namen Tripang in China eine beliebte Delicatsse sind und dahin einen begehrten Handelsartikel bilden. Solche Tripangfischer wagten sich schon in den dreißiger Jahren, meist von Manila aus, in die carolinischen Gewässer, und besuchten hauptsächlich die westlichen Inseln, um hier zeitweilige Stationen zu errichten, die dann eine Menge Eingeborene (meist Japer) mit dem Fange und der Zubereitung dieser Seethiere beschäftigten. Einer dieser Tripangfischer, Capitain Cheyne, dem viele Nachrichten über die Carolinen zu verdanken sind, hatte in den vierziger Jahren die Palauinsel Malakal käuflich erworben und beabsichtigte, ähnlich wie Radja Brooke in Sarawat (Borneo), ein eigenes kleines Reich zu gründen. Seine Ermordung Seitens der Eingeborenen von Horror bereitete dieses Unternehmen, das wenigstens in Palau geregelte friedliche Zustände zu schaffen versprach, die Gruppe, wie die Carolinen, überhaupt aber jedenfalls England zugeführt haben würde.

In der Mitte der sechsziger Jahre kamen zuerst auch deutsche Schiffe nach den Carolinen, und zwar Hamburger des Hauses Johann Casar Godeffroy, dem auch für diesen Theil der Südsee das Verdienst als erstem Pionier des deutschen Handels gebührt. Im Jahre 1869 wurde die erste Godeffroy'sche Station auf Yap errichtet, der solche auf Palau, Ponape und Rufaie und später auf denselben Inseln, wie auf Ulea Seitens der Hamburger Concurrenzfirma Henssheim & Co. folgten. Bei dieser Ausbreitung des deutschen Handels, welcher bald die Carolinen fast allein beherrschte, war es gerechtfertigt, wenn deutsche Kriegsschiffe 1885 die Reichsflagge hielten und in der unserer

Marine eigenen schneidigen Weise den Spaniern, z. B. auf Yap, unmittelbar zuvorkamen. Wie der in Folge dessen entstandene Conflict friedlich beigelegt wurde, ist im Eingang erörtert, dabei mag aber hier eine sonderbare Stelle des päpstlichen schiedsrichterlichen Gutachtens erwähnt sein. Darnach „hat die spanische Regierung zu verschiedenen Zeiten auf diesen Inseln eine Reihe von Handlungen zum Wohle (!) der Eingeborenen vollzogen,“ und weiter wird gesagt: „wenn man die Gesammtheit der oben erwähnten Handlungen ins Auge faßt, so kann man den wohlthätigen Einfluß Spaniens auf die Bewohner dieser Inseln nicht verkennen. Außerdem muß man beachten, daß keine andere Regierung einen ähnlichen Einfluß auf dieselbe ausgeübt hat.“ Da die spanische Regierung bis dahin glücklicher Weise niemals irgend welchen nachhaltigen Einfluß ausübte, so sollen sich diese Worte offenbar auf die früheren mißglückten Missionsversuche spanischer Jesuiten beziehen. Wenn solche religiöse Unternehmungen aber überhaupt politische Anspruchsrechte zu schaffen vermögen, so hätten sie die Amerikaner jedenfalls am meisten verdient, deren jahrelange erfolgreiche Thätigkeit mit keiner Silbe erwähnt wird. Und wie sehr Spanien für das „Wohl der Eingeborenen“ sorgte, sollten die Ponapeisen bald mit Schrecken erfahren, die froh sein können, diesem „wohlthätigen Einfluß“ entzogen zu sein, der, wie auf den Marianen, voraussichtlich nur zum Untergange geführt haben würde.

Das Hauptausfahrproduct der Carolinen, wie der ganzen Südsee ist Kopro, d. h. der geschnittene und getrocknete Kern der Cocosnuß; außerdem werden noch Tripang, Elfenbeinnüsse (der Kern von *Phytelephas macrocarpa*), Perlschaalen, Schildpatt und von Ponape etwas Kamawurzel, von den Marianen auch rohe Häute und Kampfer ausgeführt, Producte, die indeß sämmtlich von untergeordneter Bedeutung sind. Im Jahre 1880 war auch das Koprageschäft noch nicht erheblich; die jährliche

Ausfuhr von Bonape betrug z. B. nur circa 75 Tonnen, wie der Gesammtumsatz des Handels dieser Insel circa 22 000 bis 26 000 Mark (davon ein Drittel Import). Außer auf Bonape und Kusaie bestanden nur noch auf Ruck, Mortlock, Ulea, Yap und Palau Handelsstationen, während die neueste Statistik 23 Inseln oder Inselgruppen mit 40 deutschen Stationen verzeichnet, denen nur 8 fremde (darunter 2 spanische) gegenüberstehen. Dieser Aufschwung des deutschen Handels ist eine Folge der glücklichen Vereinigung der beiden Hamburger Firmen „Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln“ (Nachfolgerin von Godeffroy) und „Hernsheim & Co.“ zur „Saluit-Gesellschaft“, welche jetzt den Carolinenhandel fast allein in Händen hat. Der Kopraertrag der Carolinen wird jetzt auf 1000 bis 1500 Tonnen geschätzt, läßt sich aber nicht genau angeben, wie es überhaupt noch an einer Aus- und Einfuhrstatistik des Gebietes fehlt. Nach Dr. Boysen,¹³ Handelskammersecretair in Hamburg, „ist der Güteraustausch auf den Carolinen bisher noch gering,“ derselbe wird aber voraussichtlich jetzt unter deutscher Regierung sich bedeutend mehr entwickeln, als dies unter der spanischen möglich war. Die Saluit-Gesellschaft, welche durch den längst gewünschten und nun erfolgten Wechsel am meisten profitirt, hat mit der ihr eigenen Rührigkeit bereits eine Ausbreitung ihrer Unternehmungen, die durch eine Dampferlinie (Saluit, Kusaie, Bonape eventuell Marianen, Yap) verbunden werden sollen, in Aussicht genommen und wird vor Allem ihre Hauptthätigkeit der Cocoskultur zuwenden. Und in dieser Richtung läßt sich allerdings noch viel thun, denn die Cocospalme ist auf den Carolinen nirgends im Ueberfluß vorhanden; aber selbst die armen Atolle bieten für Cocosplantagen noch ein weites Feld, und Letztere sind schon deshalb besonders empfehlenswerth, weil sie die wenigste Mühe machen und nur mäßiges Kapital erfordern. Für solche Anlagen werden sich

auch eingeborene Arbeitskräfte gewinnen lassen, besonders wenn es gelingt, den Krebschaden der inneren Fehden der Eingeborenen untereinander zu heilen, durch welchen die Letzteren häufig kaum für sich selbst zu sorgen im Stande sind. Auch im Uebrigen giebt es noch mancherlei Uebelstände zu beseitigen und gar viel an den Eingeborenen zu erziehen, ehe sie brauchbare Arbeiter abgeben werden, und die angeborene Faulheit, über welche alle Beobachter klagen, wird am schwersten abzugewöhnen sein. Für schwerere Plantagenarbeit sind die Carolinier ohnehin schon körperlich durchaus untauglich, wie Kubary wiederholt betont und dabei auf die mißglückten Versuche hinweist, welche in den siebziger Jahren auf Samoa mit Mortlockern gemacht wurden. Wie auf Samoa, Hawaii u. s. w. wird man daher bei etwaigen größeren Plantagen-Unternehmungen auf fremde Arbeitskräfte bedacht sein müssen, und schon aus diesem Grunde ist bisher in dieser Richtung Nichts versucht worden. Denn die beschränkten Pflanzungen (von Taro, Yams, Bananen, Ananas) der Missionsanstalten dienen doch nur dem eigenen Bedarf, der kaum gedeckt wurde, und ähnlich verhielt es sich mit Kubary's sogenannter Plantage seines ponapesischen Besitzthums Mbomp (= Hügel), der mit derselben (trotz Anbauversuchen von Caffee) auf keinen grünen Zweig kommen konnte. Nang-Nang soll auf den Carolinen wild wachsen und wird unter den Producten des Zukunftsexportes warm empfohlen. Etwas Manila-Tabak wird auf Guam gebaut, hier ebenso Mais, Reis, Zuckerrohr und Baumwolle, indeß ohne Ausfuhrartikel zu bilden, wie dies bei dem Mangel an Arbeitskräften erklärlich ist.

Wenn die Fruchtbarkeit der hohen Inseln der Carolinen auch mit Recht gerühmt wird, so bieten dieselben doch im Ganzen wenig geeignete Localitäten für Großbetrieb, wenigstens die östlichen Inseln Kusaie und Bonape. Denn beide bestehen

eigentlich nur aus Bergen, die, auf Kusaie meist recht steil, auf Bonape minder steil, aber bis fast zu 900 m ansteigen und deren Gipfel fast stets von Wolken verhüllt werden. Diese Berginseln sind nun unmittelbar vom Mangrovegürtel des Strandes an bis auf die höchsten Kuppen mit dichtestem Urwalde bedeckt, der durch die vielen Lianen fast undurchdringbar ist. Einen weiteren Uebelstand bildet das Steingeröll, welches bis zu größeren Blöcken fast überall den Boden bedeckt und dessen Aufräumung die Steintwälle erklärt, welche die Gärten und Pflanzungen der Eingeborenen einfriedigen und Letztere somit unfreiwillig zu Steinbauern machte. Weit günstiger beschaffen sind die westlichen hohen Inseln Jap und namentlich Palau, weil sich hier größere Flächen und außerdem genügend Wasser findet, natürliche Vorzüge, die gegenüber den östlichen Inseln jedenfalls von Bedeutung sind. Die Erwartungen auf allerlei einträgliche Anlagen werden sich also hier, trotz des beschränkten Areal (das wenigstens auf Jap ungefähr nur den Umfang des bremischen Staates hat), am ersten erfüllen, vorausgesetzt, daß sich dafür auch die nöthige Capitalbetheiligung Seitens unserer Finanzwelt findet, denn das bleibt schließlich die Hauptsache. Auch das Klima ist, wenigstens auf den Carolinen, viel günstiger als sonst in den Tropen, da die Hitze (ich notirte beiläufig 25 bis 31 Grad Celsius) durch meist herrschende Winde gemildert wird. Die Marianen werden nicht als sonderlich gesund bezeichnet, aber auch hier werden Weiße schließlich ebenso gut leben können, als auf den Carolinen. Im Jahre 1880 war die Zahl derselben allerdings auf den Carolinen recht gering und betrug (inclusive der Missionare) kaum ein Duzend. Wenn die neueste Statistik jetzt 865 Weiße (sogar 1000) verzeichnet, so sind dies eben spanische Truppen, nach deren Abzug zunächst wohl nur eine kleine Anzahl weißer Ansiedler übrig bleiben wird. Hoffen wir, daß sich dieselben bald mehren, um auch hier deutschem

Handel und Industrie neue Wege zu öffnen und deutsche Kultur zu verbreiten, die hoffentlich die Eingeborenen nicht nur zu fleißigen Kirchengängern, sondern auch zu fleißigen Arbeitern machen wird. Die ausgezeichneten, im Colonialdienst erprobten Beamten, welche die Reichsregierung mit der Oberleitung betraute, sind dieser ehrenvollen und dankbaren Aufgabe ohne Zweifel gewachsen und werden, nur mit einer kleinen Schutztruppe, bald jene geordneten Zustände zu schaffen verstehen, welche für eine gedeihliche Entwicklung nothwendig sind. Diese wünschen wir dem neuen deutschen Besitztum von ganzem Herzen.

Anmerkungen.

¹ Cuba: 118333 qkm mit 1512684 Ew.; Puerto Rico: 9315 qkm mit 754313 Ew. und die Philippinen: 296182 qkm mit 6985000 Ew.; zusammen: 423830 qkm mit rund 9252000 Ew.

² Fernando Po und ein paar andere Inseln im Golf von Guinea (2200 qkm mit 36000 Ew.); das Territorium von Iqui an der Westküste; West-Sahara zwischen Bojador und Kap Blanco und vier Presidios an der gebirgigen Küste Marokkos.

³ Vorläufig sind 455000 Mark an Verwaltungsausgaben ausgeworfen und die dauernden Ausgaben jährlich zu 220000 Mark veranschlagt.

⁴ 4 Seemeilen = 1 geographische Meile.

⁵ „Karte der deutschen Verwaltungsgebiete der Carolinen, Palau und Marianen. Mit statistischen Begleitworten. Bearbeitet mit Benutzung bisher noch unveröffentlichter Quellen. Gotha, Justus Perthes, 1889.“ eine ausgezeichnete Arbeit des um die Kartographie, namentlich auch unserer Colonien, hochverdienten Verfassers.

⁶ Sie wurden sämmtlich durch mich wissenschaftlich bearbeitet, siehe: Finsch, System. Uebersicht (1899), Nr. 148—163.

⁷ Wie es scheint, dieselben Inseln, welche Nun Lopez de Villalobos zwanzig Jahre später „Matelotas“ benannte, weil die Eingeborenen „Buenos dios matelotas“ ausriefen, ein Beweis, daß also schon vorher Spanier hier vor sprachen.

⁸ Siehe oben Anm. 5.

⁹ Derselbe war hier sechs Jahre als Sammler für das Museum Godeffroy in Hamburg thätig, lebte aber im Ganzen fünfzehn Jahre in den Carolinen (davon drei auf Palau und fast neun auf Ponape). Die wenigen Publicationen Kubary's (im Ganzen etwa ein Duzend und vorwiegend über Palau) gehen so sehr in Details und entbehren häufig der nöthigen Klarheit, so daß sie selbst für den Fachmann nur schwer benutzbar bleiben.

¹⁰ Siehe Finck: System. Uebersicht (1899), Nr. 348—352.

¹¹ Siehe Finck: „Bewohner von Ponape“ (S. 316) und „Ethnol. Erfahrungen etc.“ (S. [485]).

¹² Siehe „Hamburger Nachrichten“ 1880 (8., 9. und 10. September) und „Ethnol. Erfahrungen“ 1893 (S. [510—515]).

¹³ „Hamburgs Handel und Schifffahrt 1898 und die deutschen Colonien“ (D. Colonialzeitung, 27. Juli 1899). Darnach betrug die Einfuhr des Jahres 1898 von Neu-Guinea, dem Bismarck- und Marshall-Archipel 125 000 Mark, die Ausfuhr nach den beiden letzteren Archipelen 285 000 Mark.



In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ sind erschienen:

Ueber Länder- und Völkerkunde.

Anderson, Die erste Entdeckung von Amerika. (N. F. 49/50)	M. 1.20
Bastian, Mexiko. 2. Aufl. (62)	— 75
v. Boguslawski, Die Tiefsee und ihre Boden- und Temperatur-Verhältnisse. Mit einer Tiefenkarte der Ozeane der Erde und sechs Diagrammen im Texte. (310/311)	1.80
Buchheister, Eine wissenschaftliche Alpenreise im Winter 1832. (N. F. 4)	— 60
Buchholz, Land und Leute in Westafrika. (257)	1.—
Diercks, Helgoland. (N. F. 121)	— 60
Engel, Das Sinnen- und Seelenleben d. Menschen unter d. Tropen. (204)	— 75
—, Auf der Sierra Nevada de Merida. (N. F. 58)	— 80
—, Nacht und Morgen unter den Tropen. (240)	1.—
Gyffenhardt, Aosta und seine Alterthümer. (N. F. 240)	— 80
Fischer, Sialten. (N. F. 171)	— 80
Frobenius, Die Geheimbünde Afrikas. (N. F. 209)	— 60
—, Die Erdgebäude im Sudan. Mit 26 Abb. (N. F. 262)	— 80
Fromm, Lieder und Geschichten der Suaheli. (N. F. 251)	— 60
Günther, Columbus und die Erweiterung des geographisch-kosmischen Horizonts. (N. F. 154)	1.—
v. Hochstetter, Der Ural. (181)	1.—
Jordan, Die geographischen Resultate der von G. Kohlfs geführten Expedition in die libyische Wüste. Mit einer Karte. (218)	1.20
Kloos, Die Ostsee und die Insel Bornholm. Mit Abb. (N. F. 109)	— 80
Kügler, Tirol als Gebirgsland. Streiflichter auf Vergangenheit und Gegenwart. (384)	— 60
Köner, Ueber die neuesten Entdeckungen in Afrika. (69/70)	1.20
Löwenberg, Das Weltbuch Sebastian Frands. (N. F. 177)	— 80
Mehger, Europäische Ansiedler in Niederländ.-Ostindien. (N. F. 143)	— 60
Meyer, A. B., Die Minahassa auf Celebes. (262)	— 60
Neuhaus, Die Hawari-Inseln. (N. F. 9)	1.—
Neumayr, Zur Geschichte des östlichen Mittelmeerbeckens. (392)	— 60
Nehmann, Ist es möglich, die deutsche Auswanderung nach Kleinasien zu lenken? (N. F. 188)	— 60
Pfannschmidt, Klimaunterschiede gleicher Breitengrade. (N. F. 159)	1.—
Raab, Der alte und der neue Kongostaat. (N. F. 149/50)	1.60
Reinhardt, Die englische Emin-Entfah-Expedition. [Mit einer Karte.] (N. F. 107)	1.—
Sadebeck, Entwicklungsgang der Gradmessungs-Arbeiten und gegenwärtiger Stand der europ. Gradmessung. Mit einer Uebersichts-Karte der deutschen Gradmessungs-Arbeiten. (258)	1.40
v. Seebach, Central-Amerika und der interoceanische Canal. Mit einer Karte von Central-Amerika. (183)	1.—
Trentlein, Die Durchquerungen Afrikas. Mit einer Karte. (433/434)	2.—
Wagner, Die Veränderungen der Karte von Europa. (127)	— 60
Wattenbach, Algier. 2. Abz. (35)	1.—
v. Zittel, Das Wunderland am Yellowstone. (468)	— 60

Vollständige Verzeichnisse aller in der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ und in den „Zeit- und Streitfragen“ erschienenen Hefte sind gratis und franko zu beziehen durch alle Buchhandlungen und von der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.